Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Kleinere Erzählungen

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Inhalt.

		Seite
	Billet an das Publicum	v
I.	Axel und Anna	1
II.	Hoffnungen	79
III.	Die Zwillinge	99
IV.	Die Einsame	125
V.	Die Trösterin	169
VI.	Ein Brief über Soupers	199

Billet an das Publicum.

Geneigtes Publicum!

Ein Buch ist ein Reisender, der sich in die Welt hinausbegibt und gewöhnlich mit einem Empfehlungsbriefe versehen ist, entweder in der Form einer Vorrede, worin der Autor schüchtern vortritt und bittet, man möge fürlieb nehmen, oder in der einer Nachschrift, mit welcher der Autor — sich empfiehlt. Ist das Buch sein eigner Empfehlungsbrief, so ist es wol das Allerbeste. In der leicht begreiflichen Besorgniß, daß dies hier nicht der Fall sein dürfte, beeilt man sich zu allererst ein kleines Billet einzuführen, welches der nachsichtigen Milde des Publicums dies kleine Buch aufs wärmste empfehlen soll, und zugleich dessen kleine

Verfasserin.

I.

Axel und Anna,

oder

Briefwechsel zwischen zwei Stockwerken.

Axel an Anna.

Möge immerhin der Februarsturm an meinen Fenstern wüthen — sie zertrümmern — in mein Zimmer dringen, über mich und alles daselbst Befindliche seinen Eismantel ziehen; möge immerhin der Onkel donnern und fluchen, die Mägde zanken, der Hund heulen, der Papagei schreien; — in meinem Herzen ist Frühling, — die Welt ist ein Eden, die Menschen sind Engel, und ich bin selig. — Anna liebt mich! O sage es mir noch einmal — ist es auch wirklich wahr, ist es möglich? — Anna, liebst Du mich?

Anna an Axel.

Ich war gestern auf einem Balle, ich tanzte, hörte Artigkeiten, — nichts machte mir Vergnügen. Warum? Axel war nicht da! Ist dies nicht Antwort auf Deine Frage, Axel?

Axel an Anna.

Mit einer Rose.

Nimm die Rose! — In ihr so mild
Sich Dein holdes Antlitz malet,
In der Rose Purpur strahlet
Auch der Liebe heitres Bild.

Doch in ihr ich werde nie
Unsrer Liebe Sinnbild sehen:
Rosen welken und vergehen,
Unsre Liebe welket nie.

Schon seit Adam's Zeit sie sind
Von einander unterschieden:
Rose stammet von hienieden,
Liebe ist des Himmels Kind.

Anna an Axel.

Die Rose steht im Wasser, Dein Gedicht ruht an meinem Herzen; und doch ist es nicht zufrieden. Was will es denn? Es sind heute fünf Tage, daß ich Dich nicht sah! Wenn Du Deinen Oheim überreden könntest, einen Besuch bei uns zu machen . . . Aber ich weiß ja, das ist unmöglich . . . Darum still, still, Geist der Unruhe!

Axel an Anna.

O daß ich ein Erdbeben hervorbringen könnte, das beide Stockwerke zusammenbräche! Daß ich den Fußboden durchstampfen und jählings dort hinab kommen könnte, wo meine Gedanken und Gefühle beständig weilen! Dies, Anna, sind einfache Möglichkeiten gegen die Unmöglichkeit, den eigensinnigen Alten von dem Flecke zu bringen. Ich bin eben eine ganze Stunde dagestanden und habe gegen ihn argumentirt. Man muß mit der Welt leben, während man in der Welt lebt. — „Nein!" — Onkel, Sie sehen etwas unwohl aus? — „Nein!" — Onkel, Sie müssen sich etwas zerstreuen. — „Nein!" — Mit muntern Nachbarn von Politik plaudern. — „Nein!" — Onkel, Sie werden zum Eremit. — „Nein!" — Lieber Onkel . . . „Nein!" — Bestes Onkelchen . . . „Nein und nein und nein!"

Nachdem ich diese Kette von Verneinungen, die unübersteiglicher ist als die der Alpen und Pyrenäen, betrachtet, habe ich mir selbst einige Fragen vorgelegt. Willst Du Dir vor Sehnsucht die Schwindsucht an den Hals holen? „Nein!" — Oder die Gelbsucht vor lauter Aerger? „Nein!" — Deines Onkels gehorsamer Neffe sein? — „Nein, wenigstens nicht in diesem Falle." — Willst Du Dich glücklich machen? — „Ja." — Anna sehen? — „Ja." — Jetzt gleich den Versuch wagen? — „Ja." — Hurrah!

Axel an Anna.

Ging nicht an. Verschlossene Thüren. Die Tante hat den Schnupfen, nimmt keinen Besuch an. Aber jetzt will und werd' ich Dich sehen. Ich weiß, was ich thue. Ich will gehen und mich auf die Straße Deinem Fenster grade gegenüber stellen. Und kommst Du nicht ans Fenster, so stehe ich dort, bis ich versteinere.

Anna an Axel.

Jetzt im Regen? Das verbiete ich. Siehst Du nicht, daß es in Strömen vom Himmel niedergießt?

Axel an Anna.

Naß wie ein Meergott, aber glücklich wie . . . wie ich selbst (es gibt keinen Glücklicheren), sitze ich wieder auf meiner Stube nnd schreibe an Dich über einem dicken Stoß Papiere, die ich für den Onkel ins Reine schreiben soll. Aber ich bin jetzt mit Allem zufrieden, — ich habe Dich

gesehen, . . . ich finde jetzt Alles schön, sogar meines Onkels Styl. Wie reizend Du bist, Anna! Du hast wirklich mehr als irgend Eine jene Aehnlichkeit mit der Kronprinzessin, ohne welche jetzt Niemand hübsch sein kann. Sie hat große, himmlische blaue Augen. Deine sind zwar kleiner, aber ebenso himmlisch; sie hat zwar dunkelbraunes Haar, und Du hellbraunes, aber die Form des kleinen Kopfes, des bezaubernden kleinen Kopfes, ist durchaus dieselbe, und wenn ich nun an Dein Näschen denke, — wie das ihrige so fein, klein und reizend, — o ich kann in Extase gerathen!

Anna an Axel.

Aber ich bin nicht in Extase, ich bin nicht entzückt — ich bin unzufrieden, ängstlich. Du hast Dich sicher erkältet, bekommst noch den Schnupfen — Katarrh — Fieber — stirbst vielleicht! Eine ganze Stunde in der Kälte und im Platzregen zu stehen! — Axel, ich kann Dir nicht verzeihen!

Axel an Anna.

Wir kommen heute gegen Abend zu Euch auf Besuch, — wir kommen auf Besuch, mein allertheuerster Oheim und sein allergehorsamster Neffe. Gott segne den Alten für seinen himmlischen Einfall! Sorge nur vor allen Dingen, daß die Thüre zum Vorsaale nicht verschlossen ist, und daß wir unbemerkt so weit hereinkommen können, daß man uns nicht wohl mit der ewigen Unwahrheit entgegenkommen kann: Die Herrschaft ist nicht zu Hause."

Schnupfen, Katarrh! Ja ich niese und huste . . . aber nur aus Ungeduld; Fieber habe ich, — aber es ist ein Freudenfieber.

Axel an Anna.

Sterben könnt' ich vor Aerger. Kam nicht Herr P., der ewige, unausstehliche Herr P., zur Thüre herein, grade als wir durch dieselbe gehen wollten? Der Onkel kehrt um, ich knirsche mit den Zähnen. Herr P. setzt sich, ich balle die Faust. „Wir wollten grade," hub ich an (Gott weiß, in welchem Tone), „auf Besuch gehen, wir müssen . . ." „Wir müssen ihn aus dem Sinne schlagen," fiel der Onkel seinem Neffen in die Rede, „es kann ein ander Mal geschehen." Ein ander Mal! Ich schlug die Thüre mit einer solchen Gewalt zu, daß Herr P. von seinem Stuhle hoch aufflog. Oh, uff!

Anna an Axel.

Recept zu einem Mittel wider Katarrh und Fieber.

Trinke drei Gläser kaltes Wasser nach einander, NB. nur eins jede Viertelstunde. Gehe dazwischen im Zimmer drei Mal auf und nieder, NB. nur ein Schritt wird in der Minute gemacht, und bei jedem Schritte wiederhole:

Sei fromm und gut,
Hab' hübsch Geduld.

Axel an Anna.

Schlechte Kur. Hilft nichts. Ich habe mir selbst eine ausgedacht. Schicke mir eine Haarlocke. O Anna, nur eine einzige von den hunderten, die Du hast, nur eine — eine einzige! Ich werde sie an meinen Mund, an meine Stirne, an meine Augen, an mein Herz legen.

O verweigere sie mir nicht! Ich werde sonst gewiß recht ernstlich krank. Eine Haarlocke, gute Anna, eine einzige!

Axel an Anna.

Eine Stunde später.

Eine Locke! Kannst Du wol so grausam sein und sie mir verweigern? Siehe, ich liege auf den Knien und bitte darum.

Axel an Anna.

Eine halbe Stunde später.

Eine Locke, eine Locke, eine Locke!

Axel an Anna.

Eine Viertelstunde später.

Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, daß ich so oft beschwerlich falle. Dieses Mal soll gewiß das *letzte* sein, wenn nicht . . . Bekomme ich eine Locke oder nicht?

Anna an Axel.

Hier hast Du sie, böser, ungeduldiger Mensch! Ich füge ein kleines Bruchstück einer Unterhaltung bei, welche an diesem Abende zwischen mir und meiner Tante bei zwei schläfrigen, blassen Lichtflammen gehalten wurde.

Tante.

Die Männer sind Tyrannen.

Ich.

Ja, freilich sind sie das.

Tante.

Despoten, die mit Schmeichelreden oder mit Gewalt ihren Willen durchsetzen.

Ich.

Ja, ja, so ist es leider.

Tante.

Heirathe nie, mein Kind.

Ich.

Nein, Gott behüte, liebe Tante.

Schlafe wohl, Axel.

Axel an Anna.

Befiehl mir, Anna, sechs Stunden im Platzregen grade unter Deinem Fenster zu stehen; — befiehl mir, sechs Meilen nach einer Blume zu gehen, die Du haben willst; — befiehl mir, vierzehn Tage vor Dir auf den Knien zu liegen; — befiehl mir, daß ich mir das ganze Haar abscheren lasse, um damit Dein Kopfkissen zu stopfen; — befiehl mir, auf dem nächsten Balle nach dem Herzenswalzer mit dem aufgetakelten Kriegsschiff, der dürren Madam N., achtmal hinter einander um den ganzen Saal zu tanzen; — befiehl, schöne Tyrannin, — ich gehorche. Befiehl mir vor allen Dingen, daß ich alle Abende hinabkomme und Deine Lichter putze. Ihre matten Flammen scheinen einen verdunkelnden Einfluß auf das sonst so klare Licht Deines Verstandes zu üben.

Anna an Axel.

Ich befehle Dir, heute zwischen zwölf und ein Uhr in der Hausthür zu stehen oder vor dem Hause auf und ab

zu gehen. Du kannst uns dann grüßen und meinen schönen neuen Hut sehen, der, wie mein Vetter, Lieutenant Emil Papperto, mir versichert hat, mir vortrefflich steht.

Axel an Anna.

Der Hut steht Dir schlecht. Der Kopf ist zu groß, der Schirm zu klein. Dein Gesicht sah darin so groß und rund aus wie ein Vollmond. Ich bitte Dich, mache dem Lieutenant Papperto ein Geschenk mit dem Hute, und laß ihn für seinen guten Geschmack sich dessen selbst bedienen.

Wenn Du diesen Nachmittag ans Fenster treten willst, so wirst Du mich auf meinem neuen Pferde, meinem schönen Herkules, den ich gestern von meinem Oheim zum Geschenk erhielt, vorbeireiten sehen. Ich bin mit dem Pferde sehr zufrieden, denn die fünf reizenden Fräulein Mulliton schwuren darauf (als ich ihnen dieser Tage meine Aufwartung machte), noch niemals ein so hübsches Thier gesehen zu haben.

Anna an Axel.

Wenn die Schönheit eines Pferdes darin besteht, daß es dicke Beine, einen dicken Hals, einen großen Kopf, große Ohren hat und wie eine Kuh galoppirt, so ist Herkules gewiß ungewöhnlich, ganz ungewöhnlich schön. Wenn mein Rath befolgt werden sollte, so würde ich Herrn Axel W. bitten, den fünf reizenden Fräulein Mulliton ein Geschenk mit dem Pferde zu machen und sie für ihren guten Geschmack sich dessen selbst bedienen zu lassen.

Axel an Anna.

Wenn Fräulein Anna L. etwas sanfter und weniger beißend wäre, so würde ihr dies weit besser stehen.

Anna an Axel.

Wenn Herr Axel W. eine Treppe tiefer eine Visite abzustatten gedenkt, so muß ich ihn hierdurch benachrichtigen, daß die Herrschaft nicht zu Hause ist.

Axel an Anna.

Wenn Fräulein Anna L. glaubt, daß Herr Axel W. so etwas im Sinne gehabt hat, so muß ich sie hierdurch benachrichtigen, daß sie sich geirrt hat.

Axel an Anna.

Zwei Tage später.

Anna's Namenstag! Ich bin heute in aller Frühe sechs Meilen geritten, um aus des Barons N. Treibhaus diesen Blumenstrauß zu holen, den Anna, wie ich hoffen will, nicht so grausam sein wird zu verschmähen.

Axel an Anna.

Ich hoffe, daß Du den Strauß erhalten hast. Er war zwar nicht besonders schön, aber in dieser Jahreszeit sind Blumen schwer zu haben.

Axel an Anna.

Ich habe drei Nächte kein Auge zugethan. Ich glaube wirklich, das Thier, der Herkules, den ich einige Tage geritten habe, stößt zu sehr. Ich habe heute mit Franz Kunninger gesprochen, und er wird mir die Kreatur vom Halse schaffen, obgleich vielleicht nur für die Hälfte der Summe, die es gekostet hat. Aber darnach frage ich nicht, wenn ich es nur los werde.

Axel an Anna.

Anna!!!

Anna an Axel.

Axel!! Ich habe meinen neuen Hut ins Feuer geworfen. — Ich glaube, die Tante würde heute Abend Besuch annehmen, wenn Jemand käme, das heißt wenn irgend ein alter Herr käme; junge mag sie nicht leiden. Ich bin jedoch der Meinung, daß ein gewisser junger Herr, der sich hinter dem Rücken eines alten einschliche, keinen schlechten Effect machen würde.

Axel an Anna.

Mein Engelsmädchen, welch glückliches Zusammentreffen von Umständen! Deine Tante nimmt heute Abend Visiten an und mein vortrefflicher Onkel will heute Abend eine Visite machen. Er bürstet sich den Staub ab mit einem Eifer, für den ich ihn küssen könnte.

Er hat sich durchaus vorgenommen, die Bekanntschaft solle heute anfangen, weil er gemerkt hat, daß sein Be-

dienter der Hausmagd Deiner Tante den Hof macht, und dem, sagt er, will er ein Ende machen.

Ich habe dem Alten verschiedene Verhaltungsregeln gegeben. Ich habe ihm gesagt, jetzt küßten die Herren den Damen die Hand. Er erwiderte, das wäre eine dumme Mode; ich finde sie voll Geist. O Anna, ich kann also noch einmal Deine Hand küssen, — Deine Hand, — o Wonne!

Kommt jetzt ein Herr P., so schlage ich ihn todt.

Axel an Anna.

Millionen Jahre wollte ich für einen Abend wie den gestrigen geben.

Anna, Du sahst wie ein Engel aus in Deinem lockigen Haare und Deinem weißen Kleide, — und ein Engel, ein guter, anbetungswürdiger Engel warst Du mir, machtest mich zu dem glücklichsten der Wesen, welche irdische Luft athmen. Wie ich glücklich bin, und wie glücklich mußt Du sein, die Du mich so glücklich gemacht hast! O guter Gott, welche Himmelsminuten hat man nicht auf dieser Erde, der man so viel Schlechtes nachredet! Mein Onkel und Deine Tante ließen es sich wol nicht träumen, daß, während sie auf dem Sopha beim Lampenscheine dahin arbeiteten, eine Verlobung aufzulösen, wir beim Zwielichte am Fenster eine andere schlossen. Ich bin wie ein anderer Mensch, seit ich Deinen Ring an meinem Finger fühle. Anna mein! Meine Anna! O welch ein gutes und edles Wesen muß ich jetzt werden!

Axel an Anna.

Wie klar der Himmel ist, wie frisch die Luft! Ich mußte frische Luft schöpfen, meine Glückseligkeit beengte —

mich. Ich ging aus, tanzte beinahe durch die Stadt, sang laut, machte, daß alle Menschen mich angafften, und hatte Lust, Jedermann zu umarmen. In meiner Brust ist eine Glückseligkeit, die eine halbe Welt beglücken könnte. Anna, wie liebe ich Dich!

Anna an Axel.

Auch ich bin unaussprechlich glücklich. Die Männer lieben wol heftiger, ob aber besser, ob treuer . . . Axel — das werden wir vielleicht noch an uns selbst erfahren. Auch ich fühle mich besser und edler. Ich will gut, mild, wahr, mit Einem Worte ein wirklich liebenswürdiges Weib werden, um Axel glücklich zu machen. Daran denke ich jetzt, wo ich auch gehe, stehe, sitze, ob ich nähe, spiele, singe oder lese; und das macht, daß nichts recht und zu rechter Zeit gethan wird. „Was fehlt Dir, Mädchen?“ fragte neulich meine Tante; „ich glaube, Du hast Fieber, Deine Augen glänzen so . . . fühlst Du Kopfweh?“ „Ich fühle eher etwas ums Herz,“ antwortete ich. Sogleich mußte ich eine gute Dosis Hoffmannstropfen einnehmen. Du lachst? Ich auch.

Axel an Anna.

„Was geht mit Dir vor, Junge, weshalb bist Du so zerstreut?“ fragte mich gestern mein guter Oheim. „Willst Du so schreiben? Das Papier verkehrt, die Feder verkehrt? Junge, ich glaube, Du bist selbst ganz verkehrt!“ — „Ach, Onkel . . . sind Sie jemals verliebt gewesen?“ — „Verliebt, Junge? Ja, aber da gedachte ich auch zu heirathen.“ — „Ja, das gedenke ich auch zu thun.“ — „Auch zu thun? Wenn man nichts zu leben hat? Ist je so etwas erhört worden? Laß einmal sehen; Du be=

kommst monatlich 36 Schilling von mir: davon brauchst Du zwölf Schilling, um Hochzeit zu machen; zwölf Schilling, um Dir einen Haushalt einzurichten; da bleiben Dir noch zwölf Schilling und Gottes Barmherzigkeit, um für den Rest Deines Lebens davon zu zehren. Na, ich gratulire. Sonnenschein zum Mittagessen und Mondschein zum Abendbrot, sieh, da wird man fett davon!"

Fatal, wenn Leute, denen die Natur jegliches Urtheil versagt hat, witzig sein wollen! Fatal, daß es ihm grade einfällt, von seinen 36 Schillingen zu reden.

Anna an Axel.

Sahst Du die arme Frau mit den Kindern auf der Straße dort grade gegenüber? Wie elend sie waren! Ich kann ihnen nicht helfen, ich habe jetzt nichts; aber Du?

Axel an Anna.

Grade jetzt erhielt ich das Geld für den Herkules, und mehr als ich glaubte. Wozu brauche ich ein Reitpferd? Ich kann ja gehen! Ich eile!

Axel an Anna.

Einen Tag später.

Ihnen ist geholfen, nicht nur für den Augenblick, sondern, hoffe ich, für immer. Sie haben Wohnung, Kleider, Nahrung, Arbeit; sie können und wollen arbeiten. Von ihrer Freude rede ich nicht; sie ward durch das Uebermaß der Trauer ähnlich. — Ich bat sie, Dich zu segnen. Ich bin recht innerlich glücklich!

Anna an Axel.

Ein Korb voll Blumen und Früchte, und zu unterst fünf Reihen schottische Perlen ward mir heute Morgen durch ein kleines unbekanntes Mädchen überbracht. Von wem? Sie wußte es nicht, sie hatte nur den Befehl erhalten, ihn an mich abzugeben. Axel, es ist von Dir, das weiß ich. Axel, Axel, solche Geschenke von Dir, der so wenig für Dich selbst hat! Ich kann sie nicht annehmen.

Axel an Anna.

Wenn Du mir ein Gallenfieber verursachen willst, so sagst Du Nein. Gute Anna, daß Du diese Kleinigkeit annimmst, ist meine Belohnung (meine, hörst Du), und zwar dafür, daß ich, mehr einem Geiste als einem Menschen ähnlich, den ganzen Tag umherlief (nur aus lauter Menschenliebe), ohne auch nur einen Bissen so groß wie ein Stecknadelkopf zu genießen, und zu guter Letzt noch zum Souper eine tüchtige Gardinenpredigt von meinem Oheim mit anhören mußte.

Wegen meiner Finanzen sei ganz ruhig. Und das Geld für Herkules, — sollte das etwa unbenutzt liegen bleiben? Ich habe übrig. Ich kann mich einrichten, meine Gnädige!

Anna an Axel.

Um Dich vor einem Gallenfieber zu bewahren, werde ich wol dieses Mal Deine Geschenke annehmen. Aber mache mir keine mehr, ich bitte Dich darum, wenigstens so bald nicht wieder.

Axel an Anna.

Wann wird denn die Zeit, die selige Zeit kommen, wo ich das Recht haben werde, Dir Alles zu schenken, und Du nicht mehr das Recht hast, es abzulehnen? Wann wird die Zeit kommen, wo ich nicht mehr die Feder als Dolmetscherin meiner Gefühle zu benutzen brauche? Wann werde ich mit Dir reden, wann Dich sehen dürfen?

Das ist für mich der gordische Knoten, den ich vergebens zu lösen strebe. Ich habe die größte Lust, es wie Alexander zu machen und ihn durch eine Entführung mit einem Male zu durchhauen. Nach mehren fruchtlosen Versuchen habe ich die Unmöglichkeit eingesehen, auf eine gewöhnliche und natürliche Weise zu Dir zu kommen. Jetzt habe ich die verzweifeltsten Anschläge im Kopfe. Du hast wol von dem erfindungsreichen Manne reden hören, der, um seine Geliebte umarmen zu können, ihr Haus in Brand steckte. Was denkst Du von ihm?

Anna an Axel.

Daß er ein Mordbrenner war, ist und bleibt, und vor einem solchen hege ich den größten Abscheu.

Axel an Anna.

Eine Leiter an ein Fenster setzen, und auf den Flügeln der Liebe hinauf und herein schweben, ist und sieht so vertrakt diebsmäßig aus, — aber Anna, — in einem Luftballon seinen Besuch machen, ist, glaube ich, seit der Zeit jenes Türken nicht dagewesen, welcher der persischen Sage zufolge unter Mahomet's Namen seine Schöne so besuchte. Eine Unmöglichkeit wäre es nicht, und ich

sehe Möglichkeiten in Allem, außer darin, länger zu leben ohne Dich zu sehen.

Anna an Axel.

Für alle heidnischen Besucher, sie mögen nun auf Leitern oder im Luftballon hereinkommen, bin ich nicht zu Hause. Ich erkläre, daß ich einen solchen nicht kennen, viel weniger lieben will.

Axel an Anna.

Warum zeigst Du Dich niemals am Fenster, warum gehst Du niemals aus, warum wird niemals Besuch angenommen? Warum sperrst Du Dich so eigensinnig und ewig ein? Geschieht es meinethalben?

Anna an Axel.

Bester Axel, meine Tante ist sehr krank, das weißt Du, ich darf sie keinen Augenblick verlassen; mit genauer Noth schleiche ich mich davon, um an Dich zu schreiben und Dich um Gottes willen zu bitten, weder unser Haus anzustecken, noch meine Fenster einzuschlagen. Glaubst Du, daß mir zwischen Tropfenflaschen und Recepten besonders wohl zu Muthe wird? — Aber das Einzige, was ich thun kann, das Einzige auch, was Du thun mußt, ist: ruhig zu sein und die Zeit abzuwarten.

Axel an Anna.

Ruhig zu sein! Das hättest Du ebenso gut dem Sturme sagen können, der eben tobt, daß das ganze Haus

zittert — ich könnte wünschen, daß er es umwürfe, wenn er mit einem Hauch vom Geiste der Liebe Dich in meine Arme werfen wollte .... Anna, Du darfst das nicht so genau nehmen, was ich jetzt sage, — ich liege mit dem Schicksal in Fehde und will es zum Weichen bringen, es koste, was es wolle.

Axel an Anna.

Die Menschen haben ja keine Leoparden- oder Tigerherzen in der Brust, meine Anna! Glaubst Du nicht, daß, wenn wir unsern Verwandten unsere Liebe entdeckten, sie uns erlauben würden, einander dann und wann zu sehen? Anna, Du bist meine Sonne, meiner Augen Licht. Wenn Du Dich länger verbirgst, so ist Alles stockfinster rings um mich her.

Wollen wir den Versuch wagen? Wir haben so wenig dabei zu verlieren, so viel zu gewinnen. Sage Ja!

Anna an Axel.

Du hast recht, Axel; wir müssen den Versuch wagen. Rede Du zuerst mit Deinem Oheim, und wenn ich erfahren habe, was er gesagt hat, so werde ich bessern Muth haben, mich meiner Tante zu entdecken. Sie ist jetzt etwas besser.

Axel an Anna.

„Rede Du mit Deinem Oheim.“ Das ist ungemein leicht gesagt, — aber gethan, ach, das ist etwas ganz Anderes. Weißt Du, mein Onkel ist ein Mann, der einen ganz eignen Humor hat, und besonders recht eigne

Augen. Mit diesen kann er Jemanden fixiren, daß dem Armen das Wort in alle Ewigkeit in der Kehle stecken bleibt, der grade im Begriff ist, ihm etwas zu sagen, das ihm nicht gefällt; und dann erhebt sich ein Unwetter, das gewiß mit keinem in Schweden, sondern nur mit den Orkanen, die auf den westindischen Inseln wüthen, verglichen werden kann. Indessen werde ich mir einen Pelz aus Hiob's Geduld und Solomo's Weisheit nähen und den Versuch wagen.

Anna an Axel.

Nein, nein, behüte! Wenn Du glaubst, daß es ihm so misfallen würde, und Du nicht den Muth hast, so ist es am besten . . . . wir schlagen uns den ganzen Versuch aus dem Sinne.

Axel an Anna.

Auch ganz leicht gesagt. Aber ehe ich einen einmal gefaßten Beschluß aufgebe, mögen Orkane, zehnmal wüthender als der, dem ich jetzt trotzen will, mich in tausend Stücke zertrümmern und diese nach allen Weltgegenden wehen. Lebe wohl, ich bin jetzt zum Streite gerüstet und . . . . gehe!

Anna an Axel.

Warte, Axel, warte! Ach, mein lieber Freund, ich fürchte, es ist ein übereilter Schritt. Sie können durchaus nicht einwilligen. Wir sind ja Beide überdies noch so jung.

Axel an Anna.

Ich gehe in mein zweiundzwanzigstes Jahr, schon im Herbst war ich einundzwanzig, bin also mündig. Du bist schon volle siebzehn..

Anna an Axel.

Das ist wahr .... und vielleicht sind wir alt genug. Aber ach, Axel, dies ist das Geringste. Ich sehe tausend Unmöglichkeiten vor uns. Unsere Verwandten können zu einer Verbindung zwischen uns ihre Einwilligung durchaus nicht geben. Wir haben ja nichts, mein Freund! Du hast keine Stelle, kein Geld; ich bin ebenfalls ohne alles Vermögen. Es wäre — es ist ja thöricht, unter so bewandten Umständen sich heirathen zu wollen. Laß uns warten, mein Freund, und uns wohl bedenken, ehe wir einen Schritt wagen, der, wie ich jetzt zu fürchten anfange, uns für immer trennen könnte.

Axel an Anna.

Ich werde mir bald eine Stelle schaffen.

Anna an Axel.

Warte also bis dahin.

Axel an Anna.

Wie Du befiehlst. Ich muß Deine Geduld, Deine Vorsicht bewundern.

Anna an Axel.

Du bist doch nicht böse?

Axel an Anna.

Ja.

Anna an Axel.

Warum, bester Axel, warum?

Axel an Anna.

Ah, Läpperei!

Anna an Axel.

Axel, Du thust mir wirklich sehr weh.

Axel an Anna.

Halten Sie sich nicht damit auf, Fräulein, bedeutungslose Zeilen zu schreiben. Lieutenant Papperto könnte ungeduldig werden. Ich sah ihn vor länger als einer halben Stunde zu Ihnen hinaufgehen.

Axel an Anna.

Wenn Lieutenant Emil Papperto bei meiner Tante einen Besuch macht und sie ihn annehmen will, so kann

ich ihn doch nicht hinauswerfen. Mein guter Axel, sei Du ruhig!

Axel an Anna.

Ach was! sei Du ruhig! Ich erschieße mich nicht, auch ersäufe, erhänge, vergifte ich mich nicht. Oh, ich bin ruhig — ruhig und gelassen, wie Du. Ich denke nur darüber nach, welche Weste, ob eine rothe, oder eine grüne, zur Physiognomie eines glücklichen Freiers am besten passen würde. Ich gebe zu, daß die Natur mir nicht ein roth und weißes Porzellan-Gesicht wie das des Lieutenant Papperto geschenkt hat, und die Damen, denen ein solches gefällt, müssen ein braunes und strenges weniger hübsch finden. Aber es gibt deren, die zum Glück ein Gesicht der letztern Art recht wohl leiden können. Ich will jetzt zu Mullitons gehen: Betty Mulliton ist wirklich ein allerliebstes Mädchen.

Anna an Axel.

Ich gratulire. Wenn Du Dich in Bezug auf die Weste noch nicht entschieden hast, so bitte ich, Dich der in beifolgendem Paket enthaltenen zu bedienen, welche ich für Dich gestickt, oder vielmehr für Dich gekauft habe, denn jeder Stich kostet eine Secunde meiner Nachtruhe. Ich glaube, daß sie einem braunen und strengen Gesichte recht wohl stehen wird. Meinen Gruß an Betty Mulliton!

Anna an Axel.

Um Gottes willen, Axel, was ist geschehen? Man hat Dir zur Ader gelassen! Du bist krank! Ich bin es

fast auch vor Unruhe. Axel, Axel, wie wild und unvernünftig Du bist.

Axel an Anna.

Bei etwas kälterem Blute und etwas ruhigerem Sinn, eile ich, Dir ein Wort zu sagen, welches man in meiner Kindheit vergebens durch Schläge meinen Lippen zu entwinden suchte; ein Wort, dem auszuweichen ich mich in späteren Zeiten duellirt habe, und welches zu Deinen Füßen, meine Anna, Engel an Güte und Geduld, auszusprechen ich jetzt mich sehne: Verzeihe, o verzeihe!

Anna an Axel.

Der Doctor, höre ich, hat Dir das Reden verboten und Dir einige Tage Stillschweigen und Ruhe verordnet. Sei gehorsam, mein bester Axel, und zeige dadurch, daß Du mich lieb hast.

Denke auch nicht an etwas Unangenehmes. Ich mache mich zu Deiner unsichtbaren Krankenwärterin; ich komme und setze mich an Dein Bette in meinem weißen Kleide und mit meinen hellen Locken, wie ich Dir neulich so wohl gefiel. Ansehen darfst Du mich nicht, ich ziehe die grünen Gardinen vor. Du mußt schlafen, und da will ich Dir ein kleines Wiegenlied vorsingen. Höre . . . . oder vielmehr höre nicht, sondern schlafe!

„Junger Axel ist mir werth",
Anna sang und seufzte lange,
Denn sie dachte, welche bange
Eifersucht ihn schier verzehrt.

„Wenn als Bräutigam er kann
Schon so hart und streng verfahren,
Wie wird sich's zusammenpaaren,
Sind wir erst 'mal Frau und Mann?"

Woll'n wir sprechen Stund für Stund:
„Böser Axel!“ — „Falsche Anna!“
Ach, zwischen Axel dann und Anna
Welch' beneidenswerther Bund!

Axel, lieb bist Du mir sehr,
Doch soll'n wir so traurig leben,
Unsern Bund gleich aufzuheben
Dann gewiß das Beste wär.

Axel an Anna.

Axel hörte Anna's Sang,
Wollt' die Harmonie nicht stören.
Zwar das Lied war gut zu hören,
Doch es war ein wenig lang.

Und so sang er: „Soll ich gut,
Soll ich ruhig immer bleiben,
Wolle niemals Scherze treiben
Mit meines Herzens Liebesglut.

Und wer kann wol außer Dir
Mich von Eifersucht befreien,
Selige Ruh' mir stets verleihen?
Anna, werde Gattin mir!“

Anna an Axel.

Anna hörte Axel's Sang,
Der ihr recht verwegen klang,
Wie es kaum sich läßt beschreiben,
Werd' auch die Antwort schuldig bleiben.

Axel an Anna.

Nicht so, gute Anna; nicht so, sondern folgendermaßen:

Annen jener Rath gefiel,
Nahm ihn als vernünftig an,
Ward gute Frau dem guten Mann
Und gewann dabei recht viel.

Anna an Axel.

Na, wie Du willst. Kranken darf man nicht widersprechen. Nimm dann und wann ein Löffelchen von diesem Apfelgelée, das ich für Dich bereitet habe und Dir schicke. Es wird Dir wohl thun.

Axel an Anna.

Anna, ich bin melancholisch. Die Vögel zwitschern draußen vor meinem Fenster und bauen sich Nester unter dem Dache. Ich muß im Bette liegen, — mein einziges Vergnügen ist, dem Doctor Grobheiten zu sagen und seine Medicinflaschen zu zerschlagen, die keine Heilkraft in sich haben.

Anna an Axel.

Vergnüge Dich lieber damit, dies kleine Buch, das ich Dir schicke, zu lesen; es steht viel Gutes und Wahres darin. Oft wenn ich niedergeschlagen und in einer Stimmung war, daß ich Alles schwarz sah, wenn alle Saiten meiner Seele in Disharmonie gerathen waren, hat das Lesen eines guten Buches sie wieder gestimmt, und bei ihrer lieblich klingenden Harmonie habe ich gedacht:

Bald die Wellen sinken, bald sie steigen,
Unterm Kahne auf des Lebens Flut,
Laßt uns trüben Kleinmuth nimmer zeigen,
Laßt uns hoffen! Gott ist weis' und gut.

Wenn zuweilen auch die Windsbraut heulet,
Finstre Nacht in Schrecken Alles hüllt, —
Einen Wink nur! — und der Sturm enteilet,
Klarer Himmel lächelt still und mild.

Und vom grünen, blumenreichen Strande
Winkt's dem Segler auf der stillen Flut.
Dankerfüllt er steuert hin zum Lande,
Fröhlich spricht er: „Gott ist weis' und gut!"

Axel an Anna.

Das ist er, das ist er, und Du bist ein Engel, Anna! Aber der Geist der Schwermuth hat sich nun einmal heute meines Körpers wie meiner Seele bemächtigt. Ich denke, oder vielmehr ich grüble jetzt zu viel, um lesen zu können. Ein fatales Gemisch von dunkeln, schwarzen Vorstellungen umgibt mich in meiner Einsamkeit, gleich Gespenstern, die dem schwarzen Tartarus entstiegen sind. Was wird aus Dir werden, Anna, bei dieser geizigen und harten Tante, die ihre Thüren jungen, anständigen Männern nicht öffnen will? Sollst Du Jahr aus Jahr ein bei ihr sitzen, wie sie eintrocknen, triefäugig werden wie sie (was nicht zu verwundern wäre, da Du Niemand Anderes siehst als sie) und von ihrem Husten angesteckt werden? Was soll aus mir werden bei diesem Oheim, der mich seine Denkwürdigkeiten und Gedanken ins Reine schreiben läßt, bis daß meine ganz unklar werden? Was, sage mir, was?

Anna an Axel

Möge aus uns werden, was da wolle, nur keine unwürdigen, undankbaren Geschöpfe. Axel, Du darfst nie wieder in diesem Tone von meiner Tante reden. Sie hat ihre weniger guten Eigenschaften, aber sie hat auch ihre guten, und meint es überdies so gut mit mir, das weiß ich. Ehe ich die Gebrechen ihres Alters lächerlich machte, wollte ich sie lieber selbst haben. Dein Oheim hat Dir, Axel, wie Du mir selbst gesagt hast, viel Gutes erzeigt.

Axel an Anna.

O sie sind Beide ohne Zweifel Engel, wahre Engel des Lichts, die uns aber im Stockfinstern sitzen lassen. Ich bin krank und verstimmt.

Anna an Axel.

Ich bin heute so froh. Ich habe so gute Hoffnungen! Woher und wie so? Höre! Ich war gestern in der Kirche. Die Luft war kalt, der Wind tobte. Die Tante wollte mich nicht gehen lassen. Ich bat und bat, bis sich das „Nein, mein liebes Kind!" in ein „Na, so geh denn, Du eigensinniges Ding!" verwandelte, welches meinen Ohren recht harmonisch klang.

Für wen ich in der Kirche recht innig betete, wirst Du wol errathen können. Ich betete so aus innerstem Herzen, so zuversichtlich, wie je ein Kind einen allgütigen Vater anflehen kann. Als ich in tiefer Andacht mich zugleich mit der Gemeinde erhob, um das himmlische Hallelujah zu singen, brach ein Sonnenstrahl klar und wunderbar durch das Kirchenfenster und erleuchtete Westin's *) herrliches Altargemälde. Die Engel des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die um das Grab des Auferstandenen knien, standen auf ein Mal so lebendig, so überirdisch wahr da, daß es schien, als öffneten sie die Lippen und stimmten in unsern Lobgesang ein. In meinem Herzen stieg mächtig und lieblich die innige Überzeugung auf: Alles wird noch gut werden! und mit unbeschreiblicher Rührung beugte ich mich, um für uns Beide den feierlichen Segen zu empfangen. Axel, Alles wird noch gut werden!

*) Westin, ein ausgezeichneter, noch jetzt lebender, schwedischer Maler. Anmerk. d. Übers.

Axel an Anna.

Um Deinetwillen, meine Anna, holder Engel, und durch Dich werde ich gesegnet werden.

Auch ich habe heute in meiner Seele nur frohe Gefühle, liebliche Hoffnungen, alte, gute, mir herzlich willkommene Bekannte. Ich war auf und saß am Fenster, ich habe von Deinem vortrefflichen Apfelgelée gekostet und gesehen, wie die klare Märzsonne den Eisthau schmolz, den die kalte Nacht auf das kupferne Dach unsers Nachbars gelegt hatte. Dabei philosophirte ich ungefähr so: Wie das Licht und die Wärme des Himmels den Eisschleier der Nacht verschwinden lassen, so werden auch von dorther die Strahlen eines bessern Glücks den nächtigen Frostnebel, der die Perspective unserer Glückseligkeit trübt, durchbrechen. Ich sah so lange und so ahnungsvoll der Thätigkeit der Sonne zu, bis ich zuletzt in einer der Figuren, welche die siegreich eindringenden Strahlen der Sonne in dem widerstrebenden Eise bildeten, deutlich die Bucht und Form meiner eignen Nase zu sehen wähnte. Etwas weiter hin, dicht am Schornsteinrande, erkannte ich mit Entzücken die Bildung Deiner weißen, sanft gerundeten Stirn wieder, die sich schüchtern den Küssen der Sonne entziehen zu wollen schien. O Anna, ich muß Dir nächstens zeigen, wie lieblich das aussah; ich werde die Sonne vorstellen.

Anna an Axel.

Ich versichere Dir, daß ich gar nicht neugierig bin. Du bist also wieder auf! — Wie ich mich darüber freue! Heute mag mir noch so Unangenehmes begegnen (wenn es nur Dich nicht betrifft) — ich werde dazu lachen.

Axel an Anna.

Ha, ha, ha, ha! Weißt Du, worüber ich lache? Über mich selbst, mein Engel. Ich habe so gute Hoffnungen und Ahnungen, daß ich es ganz natürlich finden würde, wenn jetzt plötzlich ein guter Freund hereinträte und zu mir sagte: „Axel, Du bist ein steinreicher Mann geworden.“ Ich glaube auch, es würde mich nicht in Erstaunen setzen, wenn plötzlich durch die Fenster kleine Liebesgötter hereinsegelten, welche einem armen Verliebten Talismane brächten, durch die er über alle Gaben des Glücks gebieten könnte; auch würde ich den Mund nicht sehr aufsperren, wenn plötzlich die Decke meines Zimmers sich öffnete, um einen Goldregen hereinströmen zu lassen; Alles scheint mir heute möglich, nichts würde mich überraschen. Ich habe zur Bewillkommnung meiner Besuche Thüre und Fenster geöffnet, und während ich lächelnd in der Stube auf und ab wandle, werfe ich dann und wann einen fragenden Blick zur Decke empor.

Axel an Anna.

Verd....... Zug! Bitte um Verzeihung, aber ich bin sehr übler Laune. Ich habe Thüre und Fenster zumachen müssen .... ward starr und steif an allen Gliedern vor Kälte und Zug. Niemand kam. Und anstatt meinen Blick zur Decke zu erheben, habe ich den Fußboden genau gemustert, sodaß ich nach genauer Prüfung Dir versichern kann, daß, der ihn gelegt hat, ein Erzpfuscher gewesen sein muß; denn keine Diele ist der andern an Höhe oder Breite gleich. Ich muß jetzt ausgehen und frische Luft schöpfen. Ich bin gesund, will gesund sein. Onkel und Doctor mögen sagen, was sie wollen.

Axel an Anna.

Anna, Anna! meine Anna, meine Anna! gute Anna, vortreffliche Anna, Engels-Anna! Anna, meine Anna, meine Braut, mein Weib, singe, springe, jauchze, Victoria!

Anna an Axel.

Axel, Axel, unbegreiflicher Axel! Was ist mit Dir? was ist vorgefallen?

Axel an Anna.

Ich habe eine Stelle, ich habe eine Stelle!! Er kam, der vortreffliche Freund, — der Engel vom Himmel durch die Thüre herein. Ich hätte ihn fast umgestoßen, als ich hinausgehen wollte. O welch ein Freund! Er ist es, der mir die Stelle, die ihm angeboten gewesen, und den damit verbundenen Gehalt abtritt, weil er dessen nicht bedarf. Er ist reich. Er hat auch mich reich gemacht. O zeige mir jetzt einen Sterblichen, der glücklicher wäre als ich; einen Liebenden, dessen . . . . indeß, vielleicht doch — wenn er schon verheirathet wäre. Aber auch das werde ich in Kurzem werden . . . . wenn Du willst, meine Anna . . . . Anna!

Anna an Axel.

Guter Axel, ist es möglich? Ist es wirklich wahr? Kaum kann ich es glauben, fassen kann ich es nicht. Axel, mein theurer Freund — werden wir wirklich glücklich werden?

Axel an Anna.

Wir werden es. Mein ganzes Leben soll Deinem Glücke geweiht sein, und Dein Glück wird immer, so wie es jetzt ist — das meinige sein. Wir können nun, wann es uns beliebt, heirathen. Ich habe eine anständige Stelle; der Gehalt ist zwar nicht groß, ... aber unsere Bedürfnisse werden gering sein. Die Bequemlichkeiten des Lebens sind größtentheils nur für alte Leute, die keiner Glückseligkeit des Herzens mehr fähig sind. Wenn man nicht mehr lieben und geliebt werden kann, — na, dann mag es das Beste sein, zu schlafen und auf weichem Lager sich glücklich zu träumen. Wir, meine Anna, die wir in des Lebens Mai dessen schönste Blumen pflücken dürfen, wir werden wachend die Glückseligkeit genießen, und glücklich sein, auch wenn wir arm wären, ja wenn wir Alles entbehren müßten. Erinnerst Du Dich noch, wie wir einst bei Medevi mit Rührung von jenem Ehepaar lasen, das sich noch nach fünfundzwanzigjährigem Zusammenleben so unsäglich glücklich fühlte? O meine Anna, erinnerst Du Dich dessen noch?

Anna an Axel.

In der That, bester Axel, — nein.

xel an Anna.

In der Begleitung eines Freundes lustwandelten Herr L. und seine Frau durch einen Wald; dort trafen sie einige Zigeuner in der elendesten Lage. L.'s Freund beklagte diese armen Geschöpfe, die allem physischen Ungemach der Natur ausgesetzt sind. „Wohlan," sagte Herr

L., „wenn, um mit ihr (seiner Frau) mein Leben hinbringen zu können, ich mich einem solchen Zustande, wie dieser ist, hätte unterwerfen müssen, so würde ich seit dreißig Jahren betteln gegangen sein, und wir würden doch sehr glücklich gewesen sein!" — „Ach ja," rief seine Frau, „auch dann wären wir die glücklichsten unter den Menschen gewesen!"

Welche Worte, meine Anna, welche Worte! Sie wurden unter Englands Himmel gesprochen. Laß uns würdig werden, sie eines Tages unter dem Schwedens auszusprechen!

Anna an Axel.

Um Gottes willen .... bester Axel .... Du meinst doch nicht ....? Ich verstehe nicht recht, worauf Du hinzielst .... doch muß ich Dir gestehen, daß mir Hunger leiden, frieren, betteln weniger einladend vorkommen. Was meinst Du eigentlich? Zigeunerin werde ich niemals, das sage ich Dir, wäre es auch nur der garstigen Hautfarbe wegen.

Axel an Anna.

Ist auch nicht nöthig. Nichts soll meine Frau verhindern, schneeweiß zu sein sowol in Betreff der Hautfarbe, als der Kleider.

O meine geliebte Anna, wirf nicht mit kalt berechnendem Welt- und Kleinlichkeitssinn meinen schönen Glückseligkeitstempel über den Haufen! Laß uns glücklich werden nicht für Andere, sondern für uns selbst! Willst Du, so können wir das gewiß. Mein Gehalt ist freilich gering, wie ich schon gesagt habe, ein Nichts gegen Das, was ich Dir anbieten zu können wünschte. Dreihundert Tha-

ler ist unser jährliches Einkommen. Das ist freilich wenig, sehr wenig; aber Dein kluges Haushalten, meine Sparsamkeit und Ordnung werden jeden Pfennig zu einem Thaler machen. Der Mensch bedarf ja so wenig, um zu leben . . . . das Leben selbst ist ja so kurz. Wer nicht viel hat, hat nicht viel zu sorgen.

Mit wenig Ballast fährt die Jolle leicht und lustig über bald steigende, bald sinkende Wellen dahin. Laß uns muthig einsteigen; der Wind ist günstig, die Ufer mit Blumen geschmückt, der Himmel wolkenfrei und vor uns wandelt der milde Stern der Liebe, der uns bis zum Hafen hinleuchtet. Ich bin jetzt zu aufgeregt; später werde ich Dir meine Plane entwickeln.

Anna an Axel.

Mein guter Axel, auf dem Meere des Lebens wehen selten Zephyre . . . . dort tummeln recht wilde Stürme umher. Ich fürchte sehr, die Jolle ohne Ballast möchte beim ersten Windstoß umschlagen.

Axel an Anna.

Wenn man furchtsam und feigherzig ist — ja, — wenn man beim geringsten Windstoß das Gleichgewicht verliert. Aber fort mit den Gleichnissen! Sie verwirren nur; ich will grade auf die Sache losgehen.

Ich besitze (wie Du weißt) einen kleinen Hof in der Nähe der Stadt. Er ist zwar klein, ganz klein und kaum dreihundert Thaler werth, aber man kann recht gut dort wohnen. Ein Dach über dem Kopfe war Alles, was unsere Voreltern begehrten, als sie ihre Hütten bauten. Und was waren sie nicht für ein abgehärtetes und herrliches Volk! Wir sind kleiner und wir haben mehr. Zwei Stuben

und eine Küche hat unser kleiner Glückseligkeitstempel, ein blühendes Kartoffelfeld umgibt ihn, und ein Garten, wo die schönsten Fruchtbäume, die hübschesten Blumen fortkommen können, verwandelt das ganze Plätzchen in ein wirkliches Paradies. Ein Hühnerhäuschen .... Anna, ich verzeihe Dir nicht, wenn Du lachst.

Anna an Axel.

Ich lache gewiß nicht, bester Axel.

Axel an Anna.

Ein Hühnerhäuschen, wollte ich sagen, befindet sich noch dabei und seine netten Bewohner werden uns Nutzen und Vergnügen gewähren.

Was die innere Einrichtung betrifft, so — fort mit dem Luxus und dem verwünschten Überfluß, die mein Vaterland arm gemacht haben! Fahre hin, falscher Begriff von Dem, was sich paßt, was schicklich, was anständig ist; verächtliche Vorurtheile, die ihr alle nur wiederholt, man solle thun, wie Andere thun, fahret hin! An euch wende ich mich, einfache Sitten, Ehre der Vorzeit. Mäßigkeit und Genügsamkeit, der Voreltern Lehre, seid willkommen und herrschet in meinem stillen Hause. Eine Bank von Holz scheint weich, wenn man darauf an der Seite der Geliebten sitzt, und eine Schüssel Milch, ein einziges einfaches Gericht, von Deiner Hand auf den Tisch gesetzt, an welchem ein Freund, ein Freund, der, was redliche Herzen bieten, zu schätzen weiß, sich nicht weigern wird Platz zu nehmen .... o welch eine Mahlzeit! Könige, Kaiser, ladet mich in eure goldenen Säle! Stolz und verächtlich wird Anna's glücklicher Gatte Nein antworten. O meine süße Anna, wie schnell, wie selig müs-

sen nicht in diesem kleinen irdischen Paradiese unsere Tage dahinfließen! Hand in Hand wandern wir durchs Leben, und endlich sterben wir so süß, Einer in des Andern Armen! Aber verzeihe, ich will Dich nicht rühren; — weine nicht, meine Anna!

Anna an Axel.

Ich weine gewiß nicht, bester Axel!

Axel an Anna.

Unsere Kleider sollen einfach sein, wie unsere Speisen, wie unser ganzes Leben. Du mußt immer weiß gekleidet sein; denn dann bist Du einem Engel ähnlich. Den Garten besorge ich selbst, grabe, gäte, pflanze, begieße mit Deiner Hülfe an den Tagen, wo ich nicht in der Stadt beschäftigt bin. Im Hause schaltet und waltet unumschränkt mein immer fleißiges, umsichtiges Weibchen. Wenn ich von meiner Feldarbeit oder aus der Stadt zurückkehre, wird Deine Harfe und Deine Stimme mich in den Himmel versetzen, oder wir verzehren zusammen ein einfaches Mahl, welches unsere Eßlust und unser Frohsinn würzen. An den Abenden, wenn die große Welt unter Gähnen das Vergnügen da sucht, wo es noch niemals gefunden ward, auf Soupers, wo man eine moralische Hungerkur durchmacht, oder auf Bällen, wo man wie um Tagelohn tanzt, — an den Abenden lesen wir zusammen Tegnér's Gedichte, Cooper's und Walter Scott's Romane und genießen, während wir unsere Herzen veredeln, alle die Freuden, welche das Genie der Seele und dem Gefühle gewähren kann. Das Theater dürfen wir nicht versäumen; um Almlöf*) spielen zu sehen, muß man lieber Essen

*) Almlöf, der vorzüglichste tragische Schauspieler der stockholmer Bühne. Anmerk. d. Übers.

und Schlafen versäumen. Wir sind also recht oft dort. Aber ein Dienstmädchen mußt Du haben; das ist wahr, denn Du darfst Dir nicht Gesicht und Hände am Feuerherd verbrennen. Außerdem mußt Du, wenn ich zu Hause bin, immer um mich sein. O Anna, sage, werden wir nicht unbeschreiblich glücklich sein?

Anna an Axel.

Ich hoffe es gewiß, mein theurer Freund; ob jedoch grade auf die Weise, wie Du es Dir ausgedacht hast, weiß ich nicht Ich fürchte, daß grade Du Derjenige bist, der am wenigsten für ein so einfaches Schäferleben paßt; außerdem ist dieses seltsam genug zusammengesetzt. Weißt Du noch, was Du mir einmal sagtest, wie viel Taschengeld Dein Oheim Dir jährlich gäbe?

Axel an Anna.

Der Tauf . . . (ich fluche nicht), ich erinnere mich jetzt. Volle dreihundert Thaler, grade so viel, wie mein künftiger Gehalt beträgt . . . . und die waren bei Jahresschluß immer rein zu Ende. Aber, Engels-Anna, bin ich erst verheirathet, da sollst Du was Anderes erfahren, da werde ich unnatürlich haushälterisch werden, auf jeden Heller sehen.

Anna an Axel.

Sehr angenehm für Deine Frau! Gern, bester Axel, will auch ich auf jeden Heller sehen und so haushälterisch wie möglich sein; aber bei alledem fürchte ich, daß, wenn wir Deinem Plane folgen, wir allmälig der Ähn-

lichkeit mit einem Zigeunerpaare immer näher kommen. Hast Du bedacht, daß Du drei Tassen Kaffee jeden Morgen trinkst? — Und als Du eines Abends bei uns warst, so sah ich, daß Du zu drei Tassen Thee kein Verächter von einer ganz überflüssigen Portion Theebrot und Zwiebäcken warst.

Axel an Anna.

Ich werde von heut' an alle Morgen Hafersuppe essen und jeden Abend Eierbier trinken . . . . und Schwarzbrot eintunken, wenn Du glaubst, daß anderes zu theuer ist. Du hast recht. Man muß ohnehin als Patriot dem Gebrauche aller Artikel entsagen, die nicht vom Boden des Vaterlands hervorgebracht werden.

Topp, Anna, wir essen (ein Jahr von diesem Monat an) jeden Morgen eine Schüssel Hafersuppe, jeden Abend eine Schale Eierbier in unserm kleinen Paradiese. Dies ist überdies weit zuträglicher für den Teint und die Gesundheit, als das verwünschte Thee- und Kaffee-Geplätscher. Und schmeckte es auch wie China und Rhabarber . . . .

Was Hebe Anna schenket ein,
Wird stets für Axel Nektar sein.

Anna an Axel.

Hafersuppe kann ich nur mit Mühe herunterbringen, und Eierbier ist mir ein für alle Male zuwider.

Axel an Anna.

Wer da fürchtet, mit mir eine Schüssel Hafersuppe zu theilen, verachtet auch sicherlich (und das habe ich von An-

fang an wohl gemerkt) das Wenige, was ich sonst noch anbieten kann . . . . mein Herz, meine Hand . . . . Es ist wahr, es ist sehr wenig. Ich Thor, der ich so unerhört kühn sein und glauben konnte . . . . aber ich fange an, meinen Irrthum einzusehen.

Anna an Axel.

Wenn ich auch grade Hafersuppe und Eierbier nicht essen mag, so hindert mich das doch nicht, daß ich mich nicht Morgens und Abends anstatt des Kaffees und Thees mit etwas kalter Milch sollte begnügen können. Ja, eine Schale kalte Milch und ein Stück Schwarzbrot wird mir vortrefflich munden. Das ist Alles, was ich bedarf.

Anna an Axel.

Das kleine, nette Haus und den Garten (der einst wird), finde ich ausnehmend behaglich; jedoch hast Du, bester Axel, in Deiner zärtlichen Parteilichkeit mir ein recht ausgedehntes Wirksamkeitsvermögen zugetraut. Ich mustere mit Beben alle meine zukünftigen Obliegenheiten durch; immer weißgekleidet zu sein und im Garten zu graben, aufzuräumen, zu fegen, spinnen, weben, in Gemeinschaft mit einem Dienstmädchen zu kochen, auf der Harfe zu spielen und zu singen, Alles im Hause zu besorgen und beständig um Dich zu sein, wenn Du zu Hause bist (welches hoffentlich den größern Theil des Tages der Fall sein wird), die Hühner zu füttern, ins Schauspiel zu fahren, Romane mit Dir zu lesen, mit Einem Worte sechs oder sieben Personen auf ein Mal vorzustellen. Mein guter Axel, Du wirst wol mit vielen Andern, die zu viel von ihren Frauen fordern, in Zukunft etwas Nachsicht haben müssen.

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Ich fürchte, Du grollst, Axel. Aber dieses Mal, mein guter Freund, hast Du wol etwas Unrecht. Leid und Freud' im Leben mit Dir zu theilen, ist mein innigster Wunsch, das weißt Du. Nur um Deinetwillen wollte ich, daß die Freude überwiegend sein möchte; aber Deine Schilderung unserer Zukunft gibt mir darauf wenig Hoffnung. Du siehst durch ein brandgelb gefärbtes Glas, das Dir die Gegenstände weder rein noch wahr zeigt. Ich werde Dir immer die Wahrheit sagen, Axel.

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Indessen . . . . wäre es eine Möglichkeit, und wenn Dein Oheim und meine Tante ihre Zustimmung geben, so werde ich gewiß nicht Nein sagen. Wir sind ja jung, wir können arbeiten. Nur müßten wir das immer weiße Kleid, die Musik, das Schauspiel und das so angenehme, so wohlthuende, aber bei so bewandten Umständen zu viel Zeit raubende Lesen aus Deiner Rechnung streichen.

Anna an Axel.

Hafersuppe schmeckt wirklich nicht so schlecht . . . . und Eierbier trank ich gestern Abend frisch. Es schmeckt zwar nicht eben gut, es bekommt aber vielleicht gut.

Axel an Anna.

Meine engelsgute Anna, Du sollst niemals das Allergeringste essen oder thun, wozu Du nicht eine ganz ent-

schiedene Neigung hast. Bei Wasser und Brot verdiente ich zu sitzen, wenn ich es anders wollte. Siehst Du, himmlisches Mädchen, so ganz barer Ernst war es mit der hölzernen Bank, dem einzigen Gerichte und der einzigen Magd eben nicht. . . . Ich habe, siehst Du, auf meinen Oheim speculirt. Er wird uns wol anstandshalber etwas unterstützen, wenn wir uns so vortrefflich selbst helfen. Mein Oheim ist weit entfernt hartherzig zu sein; er hat mich außerdem recht lieb, das weiß ich.

Anna an Axel.

Meine Tante ist auch zuweilen gut, und liebt mich zärtlich auf ihre Weise, das weiß ich; sie hat mir mehre Proben davon gegeben. Möglicherweise würde auch sie etwas für uns thun.

Axel an Anna.

Anna, wir werden mit unsern lieben Verwandten reden . . . . nicht wahr? Wir wollen ihnen Alles sagen. Würden sie Nein sagen, so . . . . Anna, ich habe Dein Wort . . . . Du bist schon mein vor Gott . . . . und mein bleibst Du, Menschen werden uns nicht trennen! Versuchen müssen wir jedoch, Menschen dazu zu bewegen, Menschen zu sein.

Anna an Axel.

Ja, Axel, laß uns versuchen, die Herzen Derer zu erweichen, gegen deren Willen und Befehle wir doch nicht handeln dürfen oder sollen. Ja, laß es uns versuchen.

Axel an Anna.

Nun wolan, morgen!

Anna an Axel.

Morgen!

Axel an Anna.

Einen Tag sp ter.

Mein theurer Oheim ist diesen Morgen etwas mürrisch. Der Kaffee war kalt und die Neuigkeiten in den Zeitungen waren nicht nach seinem Sinn. „Die Regenten benehmen sich dumm," sagte er. Ich werde mich wol hüten, desgleichen zu thun. Ich muß noch einige Stunden warten.

Anna an Axel.

Meine liebe Tante ist auch bei übler Laune. Sie hat ein Stück Geld verlegt und eine Flasche mit Rosenwasser zerschlagen; aber man sollte glauben, ich hätte es gethan. Vor drei Stunden mindestens darf ich nichts sagen.

Axel an Anna.

Den ganzen Vormittag hat Onkel Politik gedonnert. Rußland und das otomannische Reich haben wechselsweise etwas auf den Pelz bekommen. Ich habe mit unermüdlicher Geduld zugehört und „Ja," „Nein," „Desto besser, lieber Onkel," oder „Desto schlimmer, lieber On-

kel" dazu gesagt, je nachdem es sich zu den Ideen des Alten schickte. Was half es? Er ereiferte sich immer mehr und mehr, wandte sich gegen mich, schien in meiner Person einen Repräsentanten des türkischen Reichs zu erblicken, gerieth in Wuth, sodaß ich, um nicht wie die hohe Pforte Prügel zu bekommen, in aller Eile meinen Rückzug durch die Thüre antreten mußte. Ich bin verdrießlich über den verlornen Vormittag.

Anna an Axel.

Fünf Mal habe ich diesen Vormittag den Mund geöffnet, um meine kleine Rede zu beginnen, und fünf Mal habe ich ihn wieder geschlossen. Um etwas zu bitten, wäre gewiß fruchtlos gewesen. Denn meine Tante, wie sie da in ihrer Sophaecke mit zusammengepreßten Lippen und strengen Blicken dasaß, sah aus wie ein lebendiges Nein! .... Aber heute Nachmittag!

Axel an Anna.

Jetzt ist der Alte fest, er soll nicht wieder loskommen. Er macht sein Mittagsschläfchen. Ich werde wohl Acht geben, daß er weder ausgeht, noch Jemand zu ihm hereinkommt, ehe ich ihm habe sagen können: „Ich liebe Anna; ich muß sie zur Frau haben oder sterben!"

Anna an Axel.

Axel, wie mein Herz klopft! Auch meine Tante hält ihre Mittagsruhe! Wenn sie erwacht, so werde ich mit ihr reden. Wenn sie nur nicht zu bald geweckt wird, denn dann ist ihre Laune nicht gut .... Still Manette!

miaue nicht so, da ist die Sahne zu meinem Kaffee; friß und schweig! Ach, dort summt eine große Fliege .... setzt sich vielleicht auf ihre Nase .... nein — mein guter Engel führte sie vorbei! Gut, sie schläft ruhig. Aber einmal wird sie doch aufwachen .... und ich werde reden. Ich zittre, während ich schreibe.

Axel, wie klopft mein Herz! Ich höre es schlagen. Es ist peinlich! — Ist Dir auch so zu Muthe, Axel?

Axel an Anna.

Mein Herz klopft freilich schneller und stärker als der Pendel einer Thurmuhr; aber ich wünschte, und thäte es auch noch so weh, es klopfte so derb wie der Hammer eines Kupferschmieds, damit mein vortrefflicher Onkel, der einzig und allein mir zur Pein und Plage in Einem fort schläft, davon erwachte. Nichts ist so unerträglich als zu warten, in Ungewißheit zu leben — sich bereit zu halten. Ich habe vor seiner Thüre gehustet, gesungen, gelärmt — vergebens; so oft ich lausche, habe ich den Verdruß, ihn schnarchen zu hören. Hätte er sich nicht eingeschlossen, so könnte man hineingehen und leicht über das Sopha hinstolpern, oder sonst eine artige Manier erfinden, um den Schlafenden zu wecken. Aber jetzt ist es zum Rasendwerden. Ich habe Lust, meine Gardinen anzuzünden, um nur die Feuertrommel vor seinem Fenster vorbeiziehen zu lassen.

Anna an Axel.

Sei nicht unsinnig, Axel, begehe keine Thorheit. Meine Tante schläft auch noch, oder stellt sich so, denn so oft ich zu ihr hingegangen bin und sie angeguckt habe, habe ich ihre geöffneten Augen sich hastig schließen sehen. Si-

cherlich hat sie gemerkt, daß ich ihr Erwachen abwarte, um ihr etwas zu sagen. Schläft Dein Onkel noch?

Axel an Anna.

Immer und ewig noch. Seine langen, tiefen Athemzüge saugen mir gleichsam die Luft weg; es ist mir, als befände ich mich in einem Kellergewölbe. Stellt Deine Tante sich noch schlafend?

Anna an Axel.

Noch immer. Was soll ich thun?

Axel an Anna.

Verwünscht! Jetzt ist er aufgewacht und hat sich fortgeschlichen wie eine Maus, die sich vor der Katze fürchtet. Ich hörte ein leises Geräusch an seiner Thüre; als ich hinausstürzte, um nachzusehen, vernahm ich ganz unten auf der Treppe ein Klipp Klapp von Galoschen, die in aller Hast durch die Pforte hinauseilten. Ich lief nach und rief: „Onkel, Onkel! ich habe Ihnen etwas zu sagen!" — „Morgen ist auch ein Tag!" erwiderte er, ohne umzublicken. Ich bin in Verzweiflung. Er hat etwas gemerkt.

Anna an Axel.

Ach, Axel, meine Tante hat sich bis jetzt schlafend gestellt. Es ist später Abend, die schlimmste Tageszeit, um ihr Bekenntnisse zu machen. Möge es daher bei Dem blei-

ben, was Dein Oheim sagte: „Morgen!“ Ach, mir kommt es vor, als hätte ich durch diesen Aufschub doch etwas gewonnen!

Axel an Anna.

Einen Tag fruchtlosen, peinlichen Wartens, eine schlaflose Nacht, sieh das ist mein ganzer Gewinn. Aber morgen!!!

Axel an Anna.

Um Mitternacht.

Ich kann nicht schlafen; Anna, ich habe finstre Ahnungen — der morgende Tag wird uns nichts Gutes bringen. Ich habe jetzt eine nicht unbedeutende Summe Geldes in meinen Händen, ich habe etwas verkauft .... aber gleichviel, was thut das zur Sache! Anna, würde es .... wenn unsere .... aber davon läßt sich am besten reden, wenn das Schicksal entschieden hat.

Ich glaube, beste Anna, die Mitternachtsstunde läßt mich Gespenster sehen. Anna, ich fühle es tief, wenn Du nicht an meiner Seite wandeln wirst, so wird das ganze Leben für mich auch nur ein Gespenst, d. h. ein entsetzliches Nichts!

. . . .

Die Uhr schlägt eins, Anna. Dieser Schlag ist unser Ebenbild: Auch wir sind eins. In der Morgenstunde des Lebens haben wir uns vereinigt. Ich weiß, daß uns

nichts trennen kann. — Warum schreibe ich denn so ernsthaft? Warum bin ich so düster gestimmt?

. . . .

Wie langsam gehen die Stunden der Nacht dahin! An Dich denkend, an Dich schreibend, suche ich die Minuten zu beflügeln. Jetzt, wo Alles so still und ruhig um mich ist, höre ich den Sturm in meinem Innern um so deutlicher. Ich kann nicht begreifen, wie Alles so still, so schweigsam, so todt sein kann . . . . Ist das nicht die Welt . . . . sind hier nicht Menschen, wachen in ihrer Brust nicht Leidenschaften? Lebe ich einsam und haben sich in meiner Brust allein alle Geister der Unruhe versammelt, die aus ruhenden Herzen geflohen sind? Meine milde Anna, ich fühle es, ein stürmisches Meer ist es, worüber Deine sanfte Seele sich ergießen wird. Aber dann wird auch Alles zur Ruhe kommen!

. . . .

Ich habe die Ruhe gesucht . . . . vergebens! von Dir getrennt, werde ich sie nicht mehr finden. Die beflügelten Schläge des Herzens — und jeder Schlag ein Gefühl . . . . wie dehnen sich die Minuten zu Ewigkeiten aus! Und Alles um mich her ist so ruhig! Höre, die Thurmuhr schlägt zwei . . . . wird denn nichts erwachen? wird kein Schmerz, keine Liebe, keine Sehnsucht durch die Nacht die Stimme erheben? Alles ist still . . . . ich allein wache . . . . Doch da ruft der Nachtwächter . . . . aber wie gleichgültig verkündet er der Welt — daß das Gericht kommt!

. . . .

Es ist Morgen. Die Welt erwacht — ich bin nicht mehr so einsam. Es ist Tag auch in meiner Seele. Ich bin ruhig. Die Stunde ist da. Es gilt — Jetzt!

Anna an Axel.

Ich habe erhalten, was Du heute Nacht an mich geschrieben hast. Axel, konntest Du glauben, daß Du allein wachtest? Hörtest Du nicht die Schläge meines Herzens? O wie seltsam, daß ein Gemenge von Holz, Moos und Kalk, das für Dich Fußboden, für mich Decke ist, zwei Menschenherzen verhindern soll, einander zu verstehen! Ach wäre dieses Jetzt doch etwas weiter entfernt; ich zittre!

Axel an Anna.

Noch habe ich Hoffnung, geliebte, angebetete Anna; noch ist nichts verloren. Am Morgen, während mein Oheim seinen Kaffee trank, faßte ich mir ein Herz, betete zu Gott, dachte Anna! holte Athem und ging zu ihm hinein. „Mein bester Onkel!" begann ich ruhig und feierlich. — „Mein bester Neffe!" erwiderte er, „was soll „mein bester Onkel" thun?" — „Ihre Güte" — „Nun was denn . . . . meine Güte?" — „Ich wünsche . . . . ich habe" — „Ich wünsche . . . . ich habe . . . . na, das war ja vortrefflich!" (Der Alte hat immer eine höchst fatale Manier gehabt, meine Worte nachzusprechen, und dann klingen sie noch einmal so dumm) — „Lieber Onkel . . . . ich bin verliebt!" — „Verliebt, ja das habe ich Deiner gelbsüchtigen Gesichtsfarbe, die Du seit einem halben Jahre hast, wol angemerkt, es ist dies die Farbe der Liebe." — „Mein Oheim . . . . das Wohl oder Wehe meines ganzen Lebens beruht auf einem einzigen Worte. O mein bester Onkel, der . . . ." Jetzt kam ein Mensch, den ich nach dem Herenberge gewünscht hätte, mit den Zeitungen herein. „Mein Sohn," sagte mein Oheim, komm in ein paar Stunden wieder, dann können wir weiter mit einander reden. Jetzt muß ich sehen, wie die

Sachen zwischen der Türkei und Rußland stehen." Ich war gerade nicht in der Stimmung zu warten; ich nahm die Zeitungen, steckte sie in die Tasche und sagte in festem Tone: „Erst, Onkel, müssen Sie mich hören." Er steckte die Finger in die Ohren, heftete seine Augen wie zwei Klauen auf mich und rief: „Nicht ein Wort, nicht einen Laut! Gib mir den Augenblick die Zeitungen, oder ich höre Dich niemals wieder an!" Ich schrie, er schrie noch lauter; zuletzt mußte ich wie ein kleiner Westwind dem Nordsturme weichen. Der Onkel ward wieder gut, und ich ging meiner Wege, denn er hätte mich doch weder gehört noch verstanden, da er die Augen auf seine lieben Zeitungen geheftet hatte. Bald wird nun eine Stunde verflossen sein; noch eine, und ich gehe. O meine Anna, meine einzige!

Axel an Anna.

Türken und Russen, Russen und Türken, was sind sie und ihre Interessen für mich? .... Strohhalme — Papierschnitzel, — und ihretwegen muß ich hier wie im feurigen Ofen sitzen. Ach! — jetzt, Anna!

Axel an Anna

Es ist vorbei! — Alles verloren .... nicht ein Funken Hoffnung mehr übrig .... Ich kann nicht sehen, was ich schreibe.

Anna an Axel.

Auch für mich .... ich bekam ein rundes Nein.... und in so harten Ausdrücken! O Axel, jetzt erst fühle ich, wie unbeschreiblich ich Dich liebe!

Axel an Anna.

Mich zu demüthigen! Mir zu drohen! „Lächerlich“ .... „unsinnig“ .... Zu drohen, mich fortzujagen .... mich .... ja, man kennt mich nicht!

Anna an Axel.

Die Tante will mich in Kurzem verheirathen, aber nicht mit Dir .... „Jener Mann,“ sagt sie, „hat ein eignes Haus, eigne Equipage und ist übrigens ein achtbarer Mann.“ Ich mußte lächeln, Axel; — ich habe ihr gesagt: .... Du oder Keiner!

Axel an Anna.

Anna, laß uns fliehen! Laß uns diesen Tyrannen entfliehen, die unser Glück morden wollen. Die Erde ist groß — es wird sich auf ihr auch für uns ein Winkelchen finden. Nicht alle Menschen sind Barbaren. Mein bist Du. Ich beschwöre Dich, ich befehle Dir, mir zu folgen. Morgen mehr hierüber. Halte Dich bereit. Mein Vorsatz ist unwiderruflich. Wir entfliehen!

Anna an Axel.

Axel, nein! Es wäre unrecht. Axel, komm zur Besinnung .... Axel, mein Freund, mein Geliebter, beruhige Dich — um meinetwillen!

Axel an Anna.

Stelle Dich heute Abend zwischen zehn und elf Uhr an der Thür ein, die nach dem Nebengäßchen hinausgeht. Sei ruhig. Alles ist bereit, ich habe Geld. Du stehst unter meinem Schutze . . . . mit mir gehst Du; Deine Pflicht ist nur . . . . mir zu folgen. Zwischen zehn und elf Uhr.

Anna an Axel.

Nein, Axel! Es ist unrecht, es ist unvernünftig. Wir vergehen uns gegen göttliche und menschliche Gesetze, um uns ins Elend zu stürzen. Ich liebe Dich über Alles, brauche aber und werde Dir nicht blindlings gehorchen, noch folgen, wenn Du nicht auf gutem und rechtem Wege bleibst. Und gäbe es auch kein anderes Hinderniß, so ist das für mich schon hinreichend. Meine Tante ist kränklich und alt, sie hat nur mich. Ich werde sie so nicht verlassen. Axel, komm zur Besinnung, — ich bitte, ich beschwöre dich!

Axel an Anna.

Du bist es also, Du, die nicht will . . . . die sich weigert, die bricht . . . . Du, die ich mein glaubte! Anna, Anna! willst Du mich oder Dich selbst täuschen? Jener reiche, jener achtbare Mann . . . . ist er es nicht, um dessen willen Du mich und meine Armuth verachtest? Ist er nicht in diesem Augenblicke bei Dir — er — dieser Mann — dieser verhaßte Emil? Antworte, Anna!

Anna an Axel.

Auf eine solche Frage mag ich nicht antworten. Axel, ich liebe, ich beklage Dich. Axel, sei Du der Mann, der würdig ist, einem Weibe Alles zu sein. Sei stark um ihretwillen, sei rein in Gedanken wie im Wollen. O Axel, mein einziger, mein geliebter Freund, sei Du meine Stütze und mein Vorbild in dieser schweren Stunde. Gib Du mir das Beispiel der Ergebung — nicht in ein hartes und blindes Geschick, sondern in den Willen eines allweisen Vaters, unter dessen Schutz wir immer wandeln, möge es noch so verzweifelt mit uns aussehen. — Habe Geduld .... wir sind ja noch so jung .... laß uns warten, laß uns geduldig sein .... es kann sich ja Alles noch zum Guten wenden.

Axel an Anna.

Du bist sehr ruhig .... sehr vorsichtig .... sehr geduldig .... ganz zufrieden. Ich verstehe Dich. — Anna, Anna!

Anna an Axel.

Was soll ich sagen, um Dich zu beruhigen, um Dich zufrieden zu stellen? Ich liebe Dich unbeschreiblich, Axel — aber eben deshalb will ich Deiner würdig bleiben. Erhielt wol jemals ein Weib die Achtung des Geliebten, welches blindlings seiner Leidenschaft nachgab?

Stelle Dir vor, Axel, Du wärest einige Jahre älter als Du bist (das kann natürlich genug scheinen, wenn man unglücklich ist und leidet, die Minuten sind dann lang und bringen Erfahrungen, als wären sie Jahre); stelle

Dir vor, ich wäre Deine Tochter; was würdest Du mir jetzt sagen? Würdest Du nicht warnend zu mir sprechen: „Verscherze nicht um eines Augenblicks geringer Seligkeit willen Dein und Deines Freundes ganzes Lebensglück. Sei ruhig, warte die Zeit ab, das ist oft das Einzige und Klügste, was man thun kann. Er, den Du so innig, so unaussprechlich liebst, wird einst Derjenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die lieber für ihn, durch ihn leiden, als mit einem unreinen Gedanken, mit einer Handlung .... einem Verbrechen gegen die Pflicht ein Herz beflecken wollte, das ihm geweiht ist, ihm und der Tugend.

Anna an Axel.

Kein Wort von Dir? Mein Axel! Kannst Du noch mit mir unzufrieden sein? Ja, Axel, ich bin ruhig — denn ich bin ergeben .... aber glücklich? .... ach, das ist vorbei!

Willst Du mir nicht ein freundliches Wort sagen? Ich bedarf dessen so sehr.

Anna an Axel.

Axel, Axel, welche wilde Dämonen müssen jetzt nicht in Deiner Seele wüthen! Axel, bete! Weißt Du, auf wessen Wort sich die empörten Meereswogen beruhigten? „Und es ward stille.“ Zu ihm bete!

Anna an Axel.

O Gott, ich bin über alle Beschreibung unruhig! Axel, könnte ich Dich nur auf einige Minuten sehen! Wie unglücklich mußt Du nicht sein! Axel, wie strafbar wärest

Du, wenn Du zweifeln, wenn Du einen Augenblick vergessen könntest, vergessen wolltest, daß Anna Dich liebt.

Anna an Axel.

Weißt Du Axel, was eines Weibes Liebe bedeutet? Weißt Du, was sie mit den Worten sagt . . . . ich liebe Dich? Höre, Axel! Dein Leben ist das meinige, Deine Tugend meine Ehre, Dein Kummer, Deine Freude die meinigen, Deine Kraft meine Stütze, Dein Muth meine Hoffnung . . . . aber Dein Fall, Deine Schande, — — mein Tod!

Anna an Axel.

Axel . . . . Axel . . . . ich weiß es, Du bist drei Nächte nicht nach Hause gekommen. Ich habe gelauscht; Dein Fuß hat während derselben das Zimmer nicht betreten. Ich sah Dich gestern Abend vom Fenster aus; Dein Blick war wild, Dein ganzes Wesen verstört, Dein Gang unsicher. Wohin gehst Du, Axel? O wende Dich nicht fort von mir! Nur auf dem Wege der Pflicht und der Geduld kannst Du Anna finden. Axel, Axel, kehr' zurück!

Anna an Axel.

Axel, kehr' zurück! Ich kann, ich will Dich nicht verlieren! Höre mich! Sieh, ich weine, die Thränen benetzen das Papier; siehe diese Thränen . . . . sie verdunkeln meine Augen . . . . mein Axel, kehr' zurück!

Anna an Axel.

Ich werde Dir keinen Vorwurf machen . . . . fürchte nicht ein Wort, das Du nicht hören, nicht einen Blick, den Du nicht sehen möchtest. Ich bin ja Deine Freundin, Deine Braut . . . . werde vielleicht einst Deine Gattin . . . . Axel, denke daran . . . . einst Deine Gattin!

Axel an Anna.

Nie . . . . nie . . . . nie!

Anna an Axel.

An Deine Brust will ich mich lehnen und beten . . . . um meinetwillen . . . . verzeihe Dir selbst! . . . . Was Du auch gethan haben mögest . . . . mein Axel, ich liebe Dich dennoch! Dein bin ich, Dein bleib' ich!

Axel an Anna.

Nimmer . . . . nimmermehr! Ich bin Deiner unwürdig, Anna! Ich habe vergessen . . . . Alles vergessen . . . . Dich . . . . mich selbst — Gott! Ich habe gespielt . . . . Ha, der Verführer, der verrätherische Freund! ich habe Alles, was ich besaß . . . . mehr noch, als ich besaß . . . . das Eigenthum Anderer verloren. Ich muß mein Vaterland fliehen. Lehne Dich nicht an meine Brust . . . . dort ist die Hölle . . . . ergreife nicht meine Hand . . . . sie ist blutig . . . . Lebe wohl! Stirb, armes Mädchen, wenn Du kannst. Ich — kann nicht sterben!

Axel an Anna.

Ich hatte mich gegen all Deine Liebe, gegen all Deine Zärtlichkeit verhärtet .... Deine Briefe unerbrochen gelassen. Jetzt habe ich sie geöffnet .... um noch einige Feuertropfen auf die brennende Glut meiner Verzweiflung rinnen zu lassen .... um wo möglich wahnsinnig zu werden. Es wurde anders, ... jetzt dringen die lieblichen Worte wohlthuend in meine Seele, wie der Abendthau in ein hartes erstarrtes Erdreich.

Anna, Du sollst meinethalben nicht verzweifeln, — ich werde selbst nicht verzweifeln. Ich habe schwer gefehlt.... ich werde leiden und versöhnen .... Was meinen Fall verschuldete? Ich weiß es nicht .... Verzweiflung .... Eifersucht .... die Hölle!

Axel an Anna.

Du läßt mir kein Wort sagen! Aber bin ich dessen auch wol würdig? Können wol die reinen Engel des Himmels zu den Söhnen des Lasters sprechen?

Morgen Nacht werde ich abreisen. Ein Brief wird meinen Oheim von Allem unterrichten. Er wird seinem unglücklichen, landesflüchtigen Neffen seine Verzeihung nicht versagen. Verzeihung! — das ist das Höchste, was ich jetzt zu hoffen habe. Verzeihung, welch' ein Wort! .... wie selig, wem verziehen worden! Ich bitte meinen Oheim, mich zu enterben und dafür meine Schulden zu bezahlen. Ich fürchte, er wird das Letztere nicht thun. Anna — in meinem Wahnsinn lieh ich eine bedeutende Summe von einem Freunde, der nicht reich ist, eine Frau und mehrere kleine Kinder hat. Er liebte mich, er traute mir, er gab mir Alles, was er besaß; ich betrog ihn ... ich verspielte seiner kleinen Kinder Kleidung

und Nahrung . . . . Jetzt möchte ich ihn mit meinem Blute bezahlen . . . . Reue, die du mit Tigerklauen mein Herz zerfleischest . . . . was nützest du ihm . . . . ?

Axel an Anna.

Ich habe schwer gefehlt . . . . habe schwere Strafe verdient . . . . vor Dir will ich mich anklagen — ich muß es. — Ich wußte, daß ich sündigte, und sündigte dennoch . . . . Es ist vorbei, meine Ruhe ist dahin . . . . die Zeit ist dahin, wo ich von Reue nichts wußte. Über meinen Verlust in Wuth, forderte ich meinen glücklichen Gegenspieler heraus. — Ich verwundete ihn gefährlich . . . . fast tödtlich. Man trug ihn heim zu seiner Mutter . . . . seiner alten Mutter! . . . . Er war ihr Liebling . . . . ihr einziges Kind . . . . vielleicht stirbt sie . . . . wohl ihr!

Anna an Axel.

Axel, bete! Laß uns beten!

Axel an Anna.

Ich kann nicht — — jetzt nicht. Ich sehe ihn . . . . sie . . . . die hungrigen Kleinen . . . . ihren betrogenen Vater. O was ist aus mir geworden! . . . .

Jetzt ist mir etwas besser. Bete für mich, Anna! Ich glaube an die Kraft der Fürbitte. Ich bin nicht würdig zu beten. Du bist rein und gut . . . .

Nächste Nacht werde ich abreisen! Nach Deutschland will ich . . . . nach dem nördlichen Deutschland. Ich werde mich ausbieten; zu irgend etwas wird man mich doch brauchen können.

Axel an Anna.

Meine Augen brennen .... der Schlaf flieht sie.... das ist kein Wunder. Wenn ich nur weinen könnte!.... aber das ist zu gut für mich. — Ich habe etwas auf dem Herzen, was lastet, was nagt .... das ist die Gewissensqual. Anna, wenn Du Deine Hand auf meine Brust legen könntest, ... aber bin ich wol werth, daß mir Linderung wird?

Anna an Axel.

Hier, Axel, nimm diese Opiumtropfen, sie werden Dir Schlaf und Ruhe geben. Anna betet für Dich; Anna weint für Dich; Anna liebt Dich.

Axel an Anna.

Ich habe auch eine kleine Schwester .... ein leidendes Kind .... mein Vater hat mich auf dem Sterbebette gebeten, für sie zu sorgen. Ich lege ihre Adresse bei; wenn Du kannst, so gehe zu ihr .... sage ihr, ihr armer Bruder .... sage ihr, er sei todt. Der Ring, den ich einschließe, wird, wenn er verkauft wird, hinreichen, um davon auf einige Monate ihr Kostgeld zu bezahlen. Wenn ich kann, werde ich mehr schicken, aber durch Dich. Dank, holder, guter Engel für das Überschickte. — Heute Nacht .... in einigen Stunden.... werde ich abreisen .... fort von Dir!

Axel an Anna.

In zwei Stunden werde ich abreisen .... Verkaufte Kleider haben mir Reisegeld verschafft.

Anna, Du bist mein Schutzengel gewesen. Auch ich habe jetzt beten können .... ich bin still, ergeben .... ich will leiden und versöhnen; ich werde wieder auf mich selbst hoffen. Du hast mich nicht aufgegeben, Gott wird mir verzeihen. Ich will leben, um dessen würdig zu werden.

Ich muß jetzt von Dir Abschied nehmen .... von Dir, das heißt vom Glücke .... und von Allem .... was mir das Leben theuer machte. Aber Alles ist meine Schuld. In diesem feierlichen Augenblicke, wo ich im Begriffe bin, Dir ein langes, vielleicht ewiges Lebewohl zu sagen, will ich Dir meine ganze Seele offen darlegen. Was ich Dir sagen werde, ist Wahrheit, es soll Dein Trost sein und Dir Ruhe gewähren, für eine Zeit, wo Axel so weit von Dir entfernt sein wird.

Ich glaube an Gott, den Barmherzigen, Allweisen und Allgegenwärtigen. Ich bin ein Christ meinem Glauben nach; daß meine Handlungen künftig für diesen Glauben zeugen mögen, darum laß uns Beide flehen .... zu Ihm, der die Kraft verleiht!

Ich glaube, daß Du, meine Anna, mich liebst .... und daß, wohin auch mein unstetes Dasein auf Erden geworfen werden wird, ein Herz mit mir fühlen, ein Gedanke mir folgen wird. — Süßes Bewußtsein der steten Nähe eines Engels!

Schützend wird dieser mein fester Glaube sich in meinem Herzen mit dem Andenken an meine Vergehen .... Verbrechen sind es .... vereinen, es wider Versuchungen stählen, und jenen bessern Menschen aus mir bilden, den Anna lieben wollte.

Axel an Anna.

Eine halbe Stunde später.

Ich habe Dich noch nicht gebeten, mir zu verzeihen, und habe Dir doch so viel Leid angethan .... Axel,

schwach und heftig, war Deiner nicht würdig, Anna. Verzeihe ihm jedoch; in Einem war er stark .... in seiner Liebe .... und diese wird bis zum letzten Athemzuge in seiner Brust fortleben. Vergib ihm alle Deine Thränen .... sieh, die meinigen fließen .... willkommen, ihr Gefährten des Unglücks .... badet ihre Füße! Thränen der Reue, der Liebe, des Schmerzes und der Wollust .... fließet, fließet; was ihr gewinnen könnt, ist Verzeihung! ....

Deine Locke .... darf ich sie behalten? Ich will sie an meinem Herzen tragen, und ein Fremdling, einsam in der weiten Welt herumirrend, werde ich in ihr doch etwas bei mir haben, das von dem Engel zu mir sprechen wird, der mein war.

Mein war .... jetzt nicht mehr mein ist! Ich habe noch ein Wort zu sagen .... mein letztes Wort .... ach, ein schweres Wort! Anna, Du bist frei! Ich habe kein Recht mehr anf Deine Hand.

Axel's Ehre ist befleckt, Anna ist frei! Deinen Ring sende ich zurück.

Nun ist Alles zu Ende!

Um elf Uhr.

Die Stunde ist da. Ich habe am Fenster gestanden und den Himmel betrachtet. Hell funkeln die Sterne, ... hell wie an jenem Abende — gedenkst Du dessen noch? — wo wir die Ringe wechselten, zum Himmel emporsahen und selig waren wie Engel. Der Abendstern strahlte damals mild und klar auf uns herab. Dann und wann, Anna, wenn traurige Erinnerungen an entflohene Stunden Dir nicht unwillkommen sein werden, so blicke auf diesen Stern und denke an Axel. Oftmals wird in einsamen Nächten sein Blick in Freud und Leid auf ihn geheftet sein.

Die Minuten eilen. Gott segne Dich, meine Anna, seine Engel mögen Dich schützen!

Schweden soll, so Gott will, eines Tages einen würdigeren Sohn wiedersehen.

O mein Vaterland! möchte ich im Schooße deiner Erde, die meine Wiege trug, mein Grab finden dürfen, ein Grab, welches Anna mit einer Thräne benetzen wird.

Meine Jugend, meine Freude, mein Vaterland, meine Anna .... ach! Alles, Alles .... lebe wohl!

Anna an Axel.

Axel, bester Axel, reise nicht in dieser Nacht! Reise nicht in dieser Nacht, auf meinen Knieen bitte ich Dich darum. Bleibe noch einen Tag .... in der nächsten Nacht magst Du reisen, wenn sich bis dahin nichts ändert. — Ich .... ach, ich wage nicht, Dir Hoffnungen zu geben, die leicht getäuscht werden können, ... aber vielleicht, o Axel, vielleicht finden wir Mittel, Deine Schulden zu bezahlen. Verziehe nur noch einen Tag. Anna bittet Dich.

Axel an Anna.

Weshalb verziehen .... Das, worauf Du hoffest, ist eine Unmöglichkeit .... Ach, Du weißt nicht, was es heißt, zu verziehen, wenn Alles so .... es ist, als wollte man im Todeskampfe das Ende noch hinausschieben. Und weshalb? — einer Unmöglichkeit wegen! .... Noch einmal diese peinlichen Gefühle .... noch einmal Abschied nehmen!! Doch Du willst es!

Axel an Anna.

Warum schreibst Du nicht? Die Stunden schleichen so langsam. Ich leide schwer, aber der Gedanke, daß Du es so gewollt hast, thut mir doch wohl.

Axel an Anna.

Kein Wort von Dir! Was soll das bedeuten? Es ist schon Abend .... ein unheimlicher und stürmischer Abend .... Anna, in meinem Herzen ist es noch unheimlicher. Schreibe mir ein beruhigendes Wort

Axel an Anna.

Meine Seele ist so unglücklich — so reizbar — ich habe so viel gelitten, ich leide noch unendlich. Alle wilden Plagegeister sind mir noch so nahe; o fürchte sie aufzureizen! Anna, sage mir ein Wort!

Axel an Anna.

Und dennoch will ich, muß ich bei Dir Ruhe suchen. Du kannst mich nicht täuschen. Ja, ich fühle es, Du könntest mich morden — ich würde den Dolch küssen und dennoch an Dich glauben.

Axel an Anna.

Lieutenant Papperto ist bei Dir! — Wie kann er so oft dahin kommen, wo ich unmöglich habe Zutritt erhalten können .... und zumal so spät? Weshalb ist er bei Dir? Ist er es, der meine Schulden bezahlen soll.... oder vielleicht Du und er zusammen? Ich bin wirklich höchst gerührt!

Axel an Anna.

Anna, ich vertraue Dir . . . . ja, ich vertraue Dir . . . . obgleich . . . . aber ich bin unglücklich, in Verzweiflung . . . . sage mir, was thust Du, was willst Du?

Axel an Anna.

Ich höre erzählen, daß Lieutenant Papperto zu Deinen Gunsten einem bedeutenden Vermögen entsagt habe, das ihm von einem nahen Verwandten mit Dir gemeinschaftlich vermacht worden sei — einem Verwandten, der Himmel weiß, wer es war — meinethalben der Gott sei bei uns selber. Ich höre erzählen, daß Du den Lieutenant Papperto umarmt . . . . in seinen Armen, an seiner Brust geruht hättest. Ich höre erzählen, daß ihr mit einander verlobt seid. Ein geschäftiger Freund hat sich beeilt, mich mit diesen Neuigkeiten zu erfreuen . . . . Ist das wahr, Anna? Tod und Teufel, ist das wahr?

Axel an Anna.

Anna, wenn Du so bist . . . . wenn Du mich . . . . Dich . . . . so im Stiche gelassen . . . . was soll dann aus mir werden, Anna? . . . . An wen soll ich dann noch glauben?

Axel an Anna.

Dein Schweigen ist Antwort. Es ist also wahr! Ha Weib, Weib! Schlange, Ungeheuer . . . . o wo finde ich den wahren Ausdruck? Wo nehme ich Worte her,

die mein Gefühl bezeichnen? Verhaßte Bezahlung meiner Schulden! .... Bezahlung mit einer verschacherten Seele .... ha, ha, ha, ha .... verstehst Du mich? .... ich schreibe mein Lachen her, ha, ha, ha! So werde ich also reich an neuen Erfahrungen abreisen. Die Nacht ist da, die Stunde ist gekommen, hurra! willkommen, Sturmwinde, die ihr brüderlich meine Stirne begrüßt und auf meinem nächtlichen Wege tanzt! .... ja nächtlich .... nächtlich! .... Lebe wohl, Anna, ich lasse Dir meinen Fl..... Ich beklage Dich!

Anna an Axel.

Axel, Axel, bleibe! Ach vergib .... ich konnte nicht früher schreiben .... Das klarste Licht plötzlich in der tiefsten Finsterniß .... das war zu viel! ich konnte es nicht ertragen. Emil ist ein edler Mann. Ich habe ihn umarmt, ... aber Deinetwegen. Ich kann jetzt nicht mehr .... Ich bin Dein, Axel, Dein!

Anna an Axel.

Ich bin sehr krank. O ich glaubte nimmer, daß das Glück so schwer sein könnte. Ich vermochte es nicht zu tragen. Axel, wir sind reich. Lieutenant Papperto will uns vereinen, will unsere Verwandten bewegen .... L. den Du verwundet, wird nicht sterben; Deine Schulden werden bezahlt; Alles wird gut werden! Armer Axel, wie habe ich Dich beklagt! Verzeihe mir alle Deine Unruhe, Deine Verzweiflung, ich war nicht im Stande, Dir eine Erklärung zu geben, als Du sie brauchtest und verlangtest.

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Meine Krankheit nimmt zu, aber ich bin vollkommen bei Besinnung. Ich ziehe meine Bettvorhänge zusammen, sage, daß ich schlafen will, schreibe aber an Dich. Ich fürchte jedoch, es wird unlesbar sein . . . . Wenn ich sterbe . . . . so kann und werde ich Dir mein Vermögen vermachen. Mit einem Theile davon bezahle Deine Schulden, mit dem übrigen suche Dich selbst . . . . und Andere . . . . glücklich zu machen . . . . aber . . . . spiele niemals, Axel, niemals mehr!

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Mache Dich auf Alles gefaßt, mein Freund; ich habe vielleicht nur noch einen Tag zu leben. Axel, überlasse Dich nicht der Verzweiflung. Ich werde Dich nie verlassen. Du wirst nicht einsam durch diese Welt wandern, ob Freud', ob Leid Dich treffe; unsichtbar wird Anna Dich begleiten, treu wie damals, wo sie Deinen Ring noch trug, als ein Kind des Himmels noch ihres Axel's Braut. Sollten wol zwei Seelen, die einander einmal gefunden haben, jemals durch etwas getrennt werden können . . . . sollten zwei Flammen, die sich vereint haben, geschieden jede für sich brennen können? O nein, mein Geist wird Dich umschweben, Dir nahe sein, Dich immer begleiten, ... Du wirst ihn in Deiner Nähe fühlen, lieblich wie einen Frülingshauch — oder wie Blumenduft — oder wie eine Liebkosung — einen Kuß — rein und mild wie der Mondstrahl. Wenn Du Dich gut — stark, oder wenn Du Dich glücklich, getröstet, oder hoffnungsvoll . . . .

oder nur ruhig fühlst .... so denke, daß Deine Anna Dir nahe ist!

Anna an Axel.

Jetzt erst, jetzt verstehe ich jene herrliche Erscheinung, die mich so sehr rührte. Die Engel des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung an einem Grabe, von Gottes herrlicher Sonne beleuchtet. Sie galt Dir, mein Axel. Von dem stillen Grabe, wo Anna bald ruhen wird, werden diese drei Dir den Weg zur Heimat zeigen, wo sie Dich erwartet.

Anna an Axel.

Mein Bewußtsein fängt an, sich zu trüben. Noch einige Worte an Dich, mein Axel .... obgleich ich nicht weiß, ob ich sie nicht schon einmal geschrieben. Mein Vermögen habe ich Dir vermacht. Ich konnte es nach Recht und Gesetz. Mit einem Theile davon sollst Du Deine Schulden bezahlen ....

Mein Axel, spiele nie wieder! Mit dem übrigen Theile sollst Du Dich glücklich machen — und Andere. Wenn Du Dich verheirathest, so werde ein guter Mann.

Nicht heftig —

Nicht eifersüchtig —

Kein Spieler —

Eine Gattin leidet zu sehr durch diese Fehler. Es ist ungerecht und grausam, Diejenige zu quälen, die von Dir ihr ganzes Glück erwartet.

Thue den Armen wohl.

Thue nie Jemandem Unrecht! Duellire Dich nie. Blut fordert Blut. Werde gottesfürchtig.

Denke an Anna!

Axel an Anna.

Was ich jetzt thun werde, sage ich Dir im Voraus, damit Du darauf vorbereitet bist und nicht erschrickst. Ich komme zu Dir herab! . . . . schlage die Saalthüre, schlage alle Thüren ein, wenn sie verschlossen sind, ... schlage Jeden zu Boden oder todt., der mich aufhalten will, gehe hinein und setze mich neben Dich, um mit der Kraft einer Verzweiflung, welche das Schicksal auf meine Seite zwingen und den Tod selbst besiegen wird, Deinen Engelsgeist in Deinem Engelskörper zurückzuhalten. Ich folge diesen Zeilen.

Axel an Anna.

Drei Tage später.

Ich kam zu Dir, Anna, wild, in namenloser Verzweiflung, sah Dich, ward ruhig und lernte beten. Ich sah Dich fast im Begriffe, mich zu verlassen und in eine bessere Heimat hinüberzugehen, die Dir so wohlbekannt ist, von der ich aber ausgeschlossen war. . . . und vermochte wieder zu beten! . . . . Du bist mir wiedergegeben . . . . der Erde und mir! . . . . und jetzt, Engel des Himmels, lehret mich beten . . . . und danken!

Axel an Anna.

Einen Tag später.

Man will mir nicht erlauben, bei Dir zu sein; Du bedarfst der Ruhe, sagt man. Ja, meine Anna, ich gebe zu, daß meine Natur keine Ähnlichkeit mit dem Westwinde hat, aber sie soll sie immer mehr und mehr erhalten. Dein letzter Brief, meine Anna, soll immer an meinem

Herzen ruhen, wie ein Talisman soll er dort wider alles Böse und für alles Gute wirken. Emil habe ich umarmt, als meinen Wohlthäter und Freund. Zusammen sind wir heute zu L., meinem Gegenspieler und dem Opfer meiner Wuth, gegangen. Er ist außer aller Gefahr. An seine Mutter wandte ich mich mit dem schweren Worte **Verzeihung** (welches leider bei mir jetzt recht gewöhnlich geworden ist), und mit einem Handschlage haben L. und ich einander gelobt, nie wieder zu spielen.

Axel an Anna.

Durch Fürsorge des edelmüthigen Emil sind meine Schulden schon bezahlt. O ich bin meines Glücks nicht würdig! Es drückt mich, es erdrückt mich beinahe. Wenn ich auf ein Jahr Trappist sein, ein härenes Hemd tragen, mich alle Tage ein wenig geißeln, auf Nägeln liegen, schweigend mit niedergeschlagenen Augen gehen, nicht die Sonne sehen, mein eignes Grab graben könnte . . . . dann glaube ich, würde ich etwas mehr Muth dazu fassen, noch glücklich zu werden.

Ich sagte dies eben in der Fülle meines Herzens zu Emil. Er lachte und fragte, ob ich als Anfang meiner etwaigen Bußübung mir nicht auflegen wollte, Anna einen Monat lang nicht zu sehen. Ebenso gut wäre es, mich gleich zu begraben! Anna, Du bist mein Leben, mein Alles. Die Strenge des Trappistenlebens ist nichts, alle physische Marter ist bloßes Kinderspiel . . . . aber Dich nicht sehen . . . . sieh, das ist Märtyrerthum, das ist der Tod!

Axel an Anna.

Ich wollte, ich könnte mit meinen Athemzügen die Zeit aufsaugen und damit den Augenblick, wo ich Dich

wiedersehen darf, schneller herbeiführen; und dennoch genieße ich Tropfen für Tropfen diese Zeit, von welcher jede Minute Dir mehr Lebenskraft, mehr Stärke zuführt. Fürchte nicht meine Gegenwart, meine liebe Anna, ich werde still, ruhig, unbeweglich wie Deine Pendeluhr sein, wenn ich nur in Deiner Nähe die Stunden derselben zählen darf. Ich will sehen, was man Dir eingibt, wie man Dich pflegt. Nimm keine Medicin mehr; sie hilft zu nichts, wenn man auf dem Wege der Besserung ist, als daß sie Einem die Zähne verdirbt und Gesichter schneiden lehrt. Genieße nichts Anderes, als was Dir angenehm ist, was man Dir auch sage!

Axel an Anna.

Warten und warten und ewig warten! Ihr guten Leute, die ihr so ruhig und unausstehlich zur Geduld und zum Warten und zum Stillsein ermahnt, euch muß der Himmel in seinem Zorne aus so viel Erde erschaffen haben, daß ihr euch nicht einmal einen Begriff von Feuer und Luft machen könnt. Euer Barometer, das stets auf der monotonen Höhe von beständigem und schönem Wetter steht, hat nicht die geringste Gemeinschaft mit denen, die in gefühlvollen Herzen beständig fallen und steigen — von Ruhe zu Sturm, von Sonnenschein zu Regen. — Gott segne euch, ihr guten Leute! Ich bin euch von ganzem Herzen gram.

Axel an Anna.

Du bist es, Anna, der ich es zu verdanken habe, daß ich nicht mehr jene drückenden Qualen — jene Gewissensbisse fühle. Du bist es, die Alles wieder gut gemacht hat. Fürchte nicht, meine Anna, daß, obgleich die Fol-

gen meiner Vergehungen — Verbrechen waren es — durch Gottes Gnade so bald vertilgt worden sind, fürchte nicht, daß deren Andenken jemals in meiner Seele erlöschen werde. Nie werde ich sie vergessen! — jeden Augenblick werde ich mich daran erinnern, wie eifrig ich danach streben muß, Dich vergessen zu machen, was ich einst war. Meine sanfte Anna, nur Du sollst es vergessen.

Anna an Axel.

Ich kann wieder die Feder halten! Kann wieder an Axel . . . . meinen Axel schreiben! — Noch darfst Du nicht zu mir herunter kommen. Ich bin noch zu schwach. Dich wiederzusehen mit voller Besinnung, im vollen Gefühle unserer Glückseligkeit — dazu bin ich noch zu schwach.

Anna an Axel.

Meinen Dank, Axel, für die Blumen, Früchte und Alles, was Du mir geschickt hast. — Meine Stube gleicht jetzt einem schönen Garten. Meine Tante ist zwar mit dieser Verwandlung nicht zufrieden, aber sie getraut sich nicht ein Wort dawider zu sagen. Seit dem Augenblicke, wo Du sie von der Thürschwelle meiner Stube hoch oben auf den Bücherschrank hinaufschobst und sie ruhig zu sein batest, hat sie solch einen panischen Schrecken vor Dir, daß sie Nichts, was von Dir kommt, anzurühren wagt. Sie scheint zu fürchten, daß ein elektrischer Funke aus den Dingen, die Du angerührt hast, hervorsprühen könne. Was mich betrifft, so finde ich die Blumen so schön, die Früchte so gut, daß ich mich mit dem innigsten Wohlbehagen von ihnen umgeben sehe, obgleich sie von dem wilden, heftigen Axel kommen.

Axel, wir sind doch ungerecht gegen unsere Verwandten gewesen. Wir wollten uns ins Elend stürzen, sie wollten uns daran verhindern. Hatten sie wol unrecht? Sie waren vielleicht zu hart, aber ihre Absicht war gut.

Axel an Anna.

Du befindest Dich heute schlechter, sagte mir Rosina! . . . . . der gar zu starke Blumenduft! . . . . o ich Unglücksvogel! Reiße sie aus und schleudre alle Töpfe zum Fenster hinaus . . . . gleich im Augenblicke. — Ich komme sonst und thue es selbst. — Anna, darf ich? — Anna, laß mich kommen!

Anna an Axel.

Aus Mitleiden mit den Köpfen der armen Vorübergehenden und aus Gerechtigkeit gegen die unschuldigen Blumentöpfe selbst sind diese nicht zum Fenster hinausgeworfen, ... sondern nur aus meiner Stube in eine andere gebracht worden, wo ich zum ersten Male meinen Axel wiedersehen will, wenn ich Kräfte genug dazu haben werde. Zu mir darfst Du noch nicht kommen. Sei indeß ganz ruhig über mich. Ich bin jetzt wieder wohl.

Axel an Anna.

Nun Gott sei gelobt! Das ist Alles, was ich sagen kann. Solltest Du vielleicht nicht dennoch eine stärkende Arznei einnehmen? Frage doch den Doctor, beste Anna! Oder es ist das Beste, daß i ch mit ihm rede, wenn er von Dir kommt, — der Glückliche!

Anna an Axel.

Werde 'mal sehen, ob Du mich wiedererkennst, Axel, wenn wir uns wiedersehen. Ich habe mich durch meine Krankheit sehr verändert; mager, bleich, mit eingefallenen Augen und Wangen — gar nicht mehr hübsch .... nicht im Geringsten mehr der Kronprinzessin ähnlich.

Axel an Anna.

Sieh, Anna, ich stelle mir vor, daß Du lahm geworden, daß Deine Augen klein und schielend wie die der Tante, daß Deine Nase platt, Deine Zähne schwarz, Deine Hände grün, Dein Haar roth, Deine Füße groß geworden .... — ich stelle mir vor, daß dies jetzt meine Anna sei, durch meine Schuld — meine Anna mit ihrem Engelherzen, ihrer himmlischen Güte .... und zu den Füßen dieser Anna sehne ich mich — brenne ich vor Ungeduld — zu liegen, um ihr zu sagen: „Anna, ich bin Deiner unwürdig — aber ich liebe Dich unbeschreiblich.... verachte mich nicht! .... verstoße mich nicht, liebe mich meiner Liebe wegen; werde wieder arm .... aber werde mein, und als ein bettelnder Zigeuner werde ich noch jeden Tag meines Lebens dem Himmel und Dir für eine Glückseligkeit danken, deren Übermaß ich nicht zu tragen vermag!“

Anna an Axel.

O Schwärmer! Deine Flügel fürchte ich, würden Dich nicht weit tragen. Sei indessen ruhig; so hart sollst Du nicht geprüft werden; schön ist Anna nicht mehr.... aber so sieht sie doch nicht aus. Bester Axel, wann

wirst Du weniger heftig, weniger excentrisch, wann besonnener werden?

Axel an Anna.

Wenn Du meine Gattin bist; wenn ich jeden Tag, jede Stunde Dich sehen, Dich hören, um Dich sein werde. Doch was ich zuletzt schrieb, war keine Übertreibung, keine Schwärmerei, war meines Herzens innigstes, wahrstes Gefühl.

Anna an Axel.

O die unbeschreiblich liebliche Frühlingsluft! durch das geöffnete Fenster genieße ich sie, unter Deinen Blumen sitzend. Die Sonne durchdringt mich mit neuem Leben und neuer Wärme, die Vögel zwitschern auf den knospenden Bäumen der Terrasse; Alles ist schön, mild und herrlich. Wenn es ein Gefühl auf Erden gibt, das lieblich, beseligend ist, das süße Thränen der Wollust und des Friedens auspreßt, so ist es das, wenn nach überstandenem Krankenlager und Schmerz man still wieder zum Leben erwacht . . . . zu einem Leben, wo nur Frühlingslüfte, nur Blumen uns winken. Wie still, wie rein ist Alles in uns, wie zugänglich sind wir der Freude, wie geneigt zu allem Guten! Ich habe heute in schönen, unschätzbaren Augenblicken das Leben begrüßt und dem allgütigen Geber desselben innig gedankt. Morgen, Axel, erwarte ich Dich; morgen um die Mittagszeit.

Axel an Anna.

Morgen! Mehr kann ich nicht sagen; mein Alles liegt in dem Worte: Morgen!

Anna an Axel.

Wir wollen still und ruhig sein, Axel. Wir waren früher Kinder, jetzt sind wir alt geworden . . . . wir haben gelitten; laß uns das nicht vergessen. Stürmen gleich, welche die Luft reinigen, sind die Leidenschaften für die Seele, wenn sie zu wüthen aufgehört haben; mögen sie das auch für uns gewesen sein. Axel, wir wollen ruhig, klar, rein und voll Frieden sein, wie dieser schöne Frühlingstag.

Heute um die Mittagszeit, Axel! Die schönsten Apfelsinen habe ich aufgehoben, um sie mit Dir zu essen. Du mußt auch sehen, wie wohl Deine Blumen gepflegt sind. Sie zu begießen und zu pflegen, ist die erste und liebste Übung meiner wiederkehrenden Kräfte gewesen.

Axel an Anna.

Ich habe Dich gesehen! Mehre Stunden habe ich nicht schreiben können. Jetzt ist es Abend . . . . finster, schweigend, ruhig . . . . jetzt bin ich stiller. Aber nur Eins weiß ich, Eins fühle ich: Ich habe Dich gesehen!

Axel an Anna.

Anna, Du bist himmlisch gut, — engelschön! o Du hast nichts Irdisches an Dir! Deine Liebe, Anna! o was bist Du Alles für mich!

Axel an Anna.

Wie reizend warst Du in dem weißen, einfachen Anzuge! Kleide Dich immer so, Anna! Weiß steht nicht

Allen, aber für Dich scheint diese Farbe gemacht zu sein, Du schneeweiße Unschuld. Wie Du in der bunten Blumenwelt dasaßest, so einfach, so weiß, so unaussprechlich schön, schienst Du mir ein reiner Engel, dessen hoher Demuth von aller Herrlichkeit der Erde gehuldigt werden müßte. Für einen Augenblick senkte sich's wie ein Flor vor meine Augen; ich hielt diesen für eine Wolke, welche Dich umschwebte, und glaubte eine besinnungslose Minute, Du würdest zu dem Lande emporschweben, das hoch über den Wolken liegt. An Deinen Knien, Deine Hände in den meinigen, meinen Mund auf dem Deinigen erwachte ich .... sah Dich .... sah mich, sah die Erde — nein, den Himmel!

Axel an Anna.

Ich kann mich kaum an mein Glück gewöhnen, so plötzlich, so groß, so unverdient ist es. Jeden Morgen überrascht es mich fast wie ein Erdbeben. Und ich muß wol funfzig Mal Anna's süßen Namen nennen, ehe des Herzens stürmische Schläge ruhiger werden.

Jetzt muß ich Emil sehen und ihm sagen, daß er ein Engel ist. Ich werde zu ihm gehen. Ah, da kömmt er eben zu mir!

Axel an Anna.

Ein Haus gekauft, Hausgeräthe .... die Wirthschaft in Ordnung gebracht .... meine Geschäfte abgemacht, heute das Aufgebot .... in acht Tagen die Hochzeit! „Emil, wer bist Du! Bist Du ein Engel — ein Gott?" — „Ich bin .... Anna's Liebhaber!" — „Oh der Tauf.... das sollst Du bleiben lassen!" — „Ich will Euer gemeinsamer Freund werden." — „Du

darfst niemals in mein Haus kommen!" — „Das werde ich auch nicht — jetzt nicht — ich werde verreisen" — „Aber Du kommst doch wieder?" — „Als verheiratheter Mann. Lebe wohl, Axel! sei Anna's würdig, werde glücklich!"

Dieser Emil . . . . und . . . . und ich! Anna, wie gefällt Dir dieser Emil?

Anna an Axel.

Er ist besser, edler als Axel . . . . aber nur Axel liebe ich . . . . So unvernünftig, so unerklärlich ist das Menschenherz, so schwach ist das meinige. Machst Du mir Vorwürfe, Axel?

Axel an Anna.

Anna, versöhne mich mit mir selbst. Ich bin Deiner nicht würdig, ich kann es niemals werden!

Anna an Axel.

Ich liebe Dich . . . . und werde in wenigen Tagen Deine Gattin . . . . die von Dir ihr ganzes Wohl — ihr ganzes Glück erwartet.

Deine kleine Schwester wird zu uns kommen. Ich will ihre Mutter sein.

Axel an Anna.

Wenn die Engel des Himmels sich vorgenommen haben, durch Wohlthaten einen Menschen klug und gut zu

machen, so will ich zehn gegen eins wetten, daß es ihnen gelingen wird.

Ich schreibe nicht mehr an Dich, Anna . . . . ich bleibe bei Dir.

Billets erinnern mich nur an verschlossene Thüren, an Eifersucht, Mistrauen und Verzweiflung; — und fort mit verschlossenen Thüren, mit schwarzer Verzweiflung, schwarzer Eifersucht und allem Schwarzen . . . . ja auch mit der Dinte — fort damit! Möge dieselbe zwischen meinem Weibe und mir nie wieder nöthig werden!

Anna an Axel.

Amen!

Janne an seine Schwester Ulla.

Weißt Du, liebe Ulla, die Correspondenz, wie man es nennt, ist nun zu Ende. Die ganze Frühlingszeit bin ich Treppe auf, Treppe ab gelaufen mit kleinen beschriebenen Papierchen, die Billets heißen, zwischen einem jungen Frauenzimmer und einem jungen Herrn. Und immer hatte ich dabei ein Paar Stiefeln oder Schuhe, die ich immer putzen sollte, in der Hand, und unschuldig sah ich aus wie meine Stiefelwichsflasche. Und weißt Du, für jedes Billet, das ich an Ort und Stelle ablieferte, kroch ein oder gar zwei, drei Schillinge und einige Mal ganze Thaler in meine Tasche. Einige Mal erhielt ich ein paar tüchtige Ohrfeigen von dem jungen Herrn, der über die Maßen hitzig war; und zwar deshalb, weil ich kein Billet hatte, während er behauptete, ich müßte eins haben, nämlich von dem jungen Frauenzimmer. Dafür

bekam ich aber auch nachher als Pflaster einen Zwölfschillingsschein, sodaß ich gern noch mehre hingenommen hätte. Wie viele Billets es zusammengenommen waren, ist mehr, als mein armer Kopf ausrechnen kann. Die Summe ist die, daß ich dreißig Reichsthaler zusammengespart habe; daß ich die theure Stadt Stockholm verlasse, wo ein Butterbrot mehr kostet als der ganze Magen werth ist; daß ich heimeile nach Småland, unserer Mutter ein Häuschen kaufe und mich nach meinen Strapazen bei ihr in Ruhe setze. Hier habe ich keinen Verdienst mehr. Die Correspondenz ist zu Ende. Die Herrschaften haben sich mit einander verheirathet. Gott gebe ihnen seinen Frieden!

II.

Hoffnungen.

Ich hatte eine eigne Methode, ohne viele Mühseligkeit den steinbesäeten Lebensweg zu wandern, obgleich ich in physischem wie in moralischem Sinne auf demselben fast barfuß wanderte, — ich hoffte! hoffte von Tage zu Tage, am Morgen auf den Abend, am Abend auf den Morgen, im Herbst auf den Frühling, im Frühling auf den Herbst, von diesem Jahr auf das nächste, und so war ich unter lauter Hoffnungen fast über dreißig Jahre meiner Lebenswanderung hinweg gekommen, ohne von allen meinen Entbehrungen etwas Anderes als den Mangel ganzer Stiefeln schmerzlich zu empfinden. Darüber tröstete ich mich jedoch leicht draußen in der freien Luft, aber in einem Salon gab es mir immer einen unruhigen Hang, die Fersen, als das am wenigsten Zerrissene, nach vorn zu wenden. Weit drückender war es mir freilich, daß ich in den Hütten des Elends nur mit freundlichen Worten trösten konnte.

Ich tröstete mich wie tausend Andere mit einem hoffnungsvollen Blicke auf Fortuna's rollendes Rad, und mit der philosophischen Bemerkung: „Kommt Zeit, kommt Rath."

Als armer Hülfsgeistlicher bei einem Landprediger mit knappem Sold und magerer Kost, moralisch verschimmelnd in der Gesellschaft der zänkischen Hausherrin, des sich gern betrinkenden Pastors, eines geckenhaften jungen Herrn und der Töchter des Hauses, die mit hohen Schultern und einwärtsgekehrten Füßen vom Morgen bis zum Abend auf

Besuch gingen, empfand ich eine eigne seltsame Regung von Zärtlichkeit und Freude, als einer meiner Bekannten mich schriftlich benachrichtigte, daß mein mir persönlich unbekannter Oheim, der Kaufmann P. in Stockholm, am Tode liege und in einem Anfall von Verwandtenliebe nach seinem Taugenichts von Neffen gefragt habe.

Auf einem ungewöhnlich unbequemen und hartnäckigen Bauerkarren läßt sich jetzt der dankerfüllte Neffe mit einem platten, magern Bündelchen und einer Million reicher Hoffnungen bergauf, bergab rütteln, und kam über Hals und Kopf in der Hauptstadt an.

Im Wirthshause, wo ich abstieg, bestellte ich mir ein kleines — nur ein ganz kleines Frühstück .... eine Kleinigkeit .... ein Butterbrot .... ein paar Eier.

Der Wirth und ein dicker Herr gingen im Saale auf und ab und plauderten. „Na, das muß ich sagen (sagte der dicke Herr), dieser Großhändler P., der vorgestern starb, der war ein Mordskerl!

„Ja ja," dachte ich, „aha, aha, ein Mordskerl, der tüchtig Geld hatte! — Höre Er, mein Freund (zum Kellner), könnte Er mir nicht ein Stück Rinderbraten oder sonst ein anderes, solideres Gericht schaffen? Hör' Er! — eine Tasse Bouillon wäre auch nicht zu verachten .... Besorg Er das, aber schnell!"

„Ja," sagte jetzt mein Wirth, „es ist stark! Dreißigtausend Thaler und noch dazu Banko! .... Das hätte sich wol Niemand in der ganzen Stadt träumen lassen .... dreißigtausend!"

„Dreißigtausend!" wiederholte ich in meiner frohlockenden Seele, „dreißigtausend! Höre, Junge, Kellner! — mache Er schnell, gebe er dreißigtau .... nein, gebe Er Banko .... nein, gebe Er eine Flasche Wein her, sage ich!" und vom Kopfe zum Herzen sang es in mir unter den Paukenschlägen aller Pulse, in abwechselnden Echos: ‚Dreißigtausend! Dreißigtausend!"

„Ja (fuhr der dicke Herr fort), und können Sie's wol

glauben, daß in der Schuldenmasse für neunhundert Thaler Cotelettes und für fünftausend Thaler Champagner sind. Jetzt stehen seine Gläubiger hübsch da und sperren das Maul auf; alle Sachen im Hause sind kaum zwei Pfennige werth, und draußen vor demselben finden sie als einzige Entschädigung — eine Kalesche!"

„Aha, das ist etwas ganz Anderes! Höre Er, Junge! Kellner! He, komm Er her! nimm er das Fleisch und die Bouillon und den Wein wieder weg! und hör' Er, bemerke Er wohl, daß ich nicht einen Bissen von Allem gegessen habe .... Wie sollte ich das auch! ich habe ja, seitdem ich heute Morgen die Augen aufthat, nichts weiter gethan als gegessen (eine schreckliche Unwahrheit!), und es fiel mir eben ein, daß es deshalb unnöthig ist, für einen so überflüßigen Schmaus Geld auszugeben." — „Aber Sie haben es ja bestellt," antwortete der Kellner aufgebracht. — „Mein Freund," erwiderte ich und griff mir hinters Ohr, ein Ort, von woher Personen, die in Verlegenheit sind, sich gewöhnlich irgend eine nothdürftige Aushülfe zu holen pflegen, „mein Freund, es war ein Irrthum, für den ich nicht büßen kann; denn es war nicht meine Schuld, daß ein reicher Erbe, für den ich das Frühstück bestellt hatte, in einem Nu arm, ja ärmer als mancher arme Teufel ward, indem er mehr als die Hälfte seiner Creditive auf die Zukunft verlor. Wenn er also bei so bewandten Umständen, wie Er wol begreifen wird, ein theures Frühstück nicht bezahlen kann, so verhindert das doch nicht, daß ich die Eier, die ich verzehrt habe, bezahlen und Ihm obendrein ein gutes Trinkgeld für Seine Mühe geben kann, indem Geschäfte mich zwingen, sogleich von hier wegzuziehen."

Durch meine vortreffliche Logik und das gute Trinkgeld schaffte ich mir mit blutendem Herzen und wässerndem Munde das theure Frühstück vom Halse und wanderte mit meinem kleinen Bündel unter dem Arme in der Stadt umher, um mir eine wohlfeile Stube zu suchen,

während ich darüber nachsann, woher ich das Geld dazu nehmen sollte.

Ich hatte in Folge der heftigen Zusammenstoßes, der zwischen der Hoffnung und der Wirklichkeit stattgefunden hatte, ein wenig Kopfweh bekommen. Als ich aber auf meiner Wanderung einen mit Bändern und Sternen geschmückten Herrn aus einer prächtigen Equipage aussteigen sah, der eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, tief gerunzelte Stirne und über den Augenbrauen einen bezeichnenden Zug von übler Laune hatte; als ich einen jungen Grafen, den ich auf der Universität in Upsala kennen gelernt hatte, so gehen sah, als wollte er vor Alter und Lebensüberdruß auf die Nase fallen; — da richtete ich den Kopf auf, zog tief die Luft ein, die zufälligerweise (unglücklicherweise) grade an dieser Stelle einen Mettwurstgeruch hatte, — und pries die Armuth und ein reines Herz!

In einer entlegenen Straße fand ich endlich eine kleine Stube, die besser zu meinen getrübten Aussichten, als zu den hellen Hoffnungen paßte, die ich noch vor zwei Stunden hegte.

Ich hatte Erlaubniß erhalten, den Winter in Stockholm zu verleben, und ihn ganz anders, als jetzt zu erwarten stand, hinzubringen gedacht. Aber was war zu thun? Den Muth sinken lassen, war das Schlimmste; die Hände in den Schooß legen und zum Himmel hinauf sehen, nicht viel besser. „Die Sonne bricht hervor, wenn man es am wenigsten erwartet," dachte ich, während schwere Herbstwolken sich auf die Stadt herabsenkten. Ich beschloß, mir alle Mühe zu geben, um mir ein anständiges Auskommen mit etwas angenehmerer Aussicht für die Zukunft, als sich mir unter dem erbärmlichen Schutz des Pastor G. eröffnete, zu verschaffen und mittlerweile durch Copiren — ein trübseliger Ausweg in einer trübseligen Lage — mir das tägliche Brot zu verdienen.

So lebte ich meine Tage hin unter fruchtlosen Bemühungen, Ohren zu finden, die nicht taub wären, un-

ter der brustangreifenden Beschäftigung, die leeren Erzeugnisse leerer Köpfe ins Reine zu schreiben, bei immer kärglicher werdendem Mittagsbrot und steigenden Hoffnungen, bis zu dem Abend, bei dessen Datum ich späterhin in meinem Kalender ein Kreuz machte.

Mein Wirth hatte mich soeben mit der freundlichen Ermahnung verlassen, den Miethzins fürs erste Quartal am folgenden Tage zu bezahlen, wenn ich es nicht preferirte (die Artigkeit ist französisch), aufs Neue mit Sack und Pack eine Entdeckungsreise durch die Straßen der Stadt anzutreten.

Ein unbeschreiblich kalter November-Abend war eben zu seiner achten Stunde gelangt, als ich bei meiner Rückkunft von einem Krankenbesuche, wo ich, vielleicht — möglicherweise etwas unbedachtsam, meinen Geldbeutel ausgeleert hatte, mit diesem liebreichen Gruße empfangen ward.

Ich putzte mein schläfriges dünnes Licht mit den Fingern und blickte in der kleinen schwarzen Kammer umher, zu dessen fernerer Benutzung ich mich bald zum Goldmachen genöthigt sehen sollte.

„Diogenes wohnte schlechter," seufzte ich mit ergebenem Sinne, indem ich einen lahmen Tisch vom Fenster rückte, wo Wind und Regen sich nicht begnügten bescheiden draußen zu bleiben. In demselben Augenblicke fielen meine Blicke auf ein prächtig loderndes Kaminfeuer in einer Küche, die meiner bescheidenen Kammer, wo der Kamin grade das Dunkelste von Allem war, grade gegenüber tantalisch dalag. „Köchinnen und Köche haben ein glückliches Loos unter den dienenden Sterblichen!" dachte ich, während ich mit einer heimlichen Lust, das Feuerleihe-Spiel zu spielen, die wohlgenährte Dame betrachtete, die unter Grapen und Casserolen in der Glorie des Feuerscheins wie eine Herrscherin dastand und mit dem Feuerzange-Scepter majestätisch in dem glühenden Reiche umherwühlte.

Ein Stockwerk höher hatte ich durch ein Fenster, das von keinem neidischen Vorhange verdeckt war, die Aussicht

in ein hell erleuchtetes Zimmer, wo eine zahlreiche Familie um einen Theetisch voll Körbe und Tassen versammelt war.

Ich war starr am ganzen Leibe vor Kälte und Feuchtigkeit; wie leer es in dem Theile war, welcher das Magazin genannt werden kann, davon rede ich gar nicht; — — aber, — Ach Herr Gott (dachte ich), wenn doch das hübsche Mädchen, das dort drüben dem dicken Herrn, der vor Sattheit sich kaum vom Sopha aufzurichten vermag, eine Tasse Theenektar und so prächtige Brezeln reicht, ihre schöne Hand etwas weiter ausstrecken wollte und könnte .... mit tausend Küssen würde sie .... umsonst! — ach, der satte Herr nimmt die Tasse — er tunkt und tunkt seine Brezeln so ewig langsam ein, ... es ist zum Weinen. Jetzt streichelt ihn das reizende Mädchen! .... Ich bin neugierig, ob es der liebe Papa selbst ist oder der Onkel .... oder vielleicht .... Ach der beneidenswerthe Sterbliche! .... Aber nein, es ist ja unmöglich .... er ist wenigstens vierzig Jahre älter als sie. Sieh, das muß wol seine Frau sein, ... eine ältliche Dame, die neben ihm auf dem Sopha sitzt und der das Fräulein Kringel anbietet; .... die Alte sieht sehr würdevoll aus .... Aber zu wem geht sie jetzt, ich kann die Person nicht sehen, ... ein Ohr und ein Stück von einer Schulter ist Alles, was neben dem Fensterrahmen hervorguckt. Daß die ehrenwerthe Person mir den Rücken zuwendet, kann ich ihr grade nicht verdenken; daß sie aber das Mädchen eine Viertelstunde vor sich stehen, sich verneigen und ihre Sachen anbieten läßt, das ärgert mich schier .... ein Frauenzimmer muß es sein, ein Mann könnte nicht so unhöflich gegen dieses Engelsgeschöpf sein .... aber .... oder .... jetzt nimmt sie die Tasse — und jetzt, o weh! greift eine große Mannshand in den Zwiebackskorb; .... der Grobian! .... und wie er zugreift, der Ungeschliffene .... ich möcht' wol wissen ob es ihr Bruder ist! .... er war vielleicht hungrig, der arme Kerl. Jetzt kömmt die Reihe an zwei

liebliche Kinder . . . . die der Schwester ähnlich sind. Es sollte mich wundern, wenn der gute Mann mit dem einen Ohr etwas übrig gelassen hat. Das allerliebste Mädchen, wie sie die Kleinen liebkost und küßt und ihnen alle Kringel und Kuchen gibt, die den langen Fingern des Monsieur Vielfraß entwischt sind! Jetzt hat sie selbst, das süße Kind, von der ganzen Bewirthung nichts mehr als ich . . . . den Geruch ausgenommen.

Was für eine Bewegung entsteht plötzlich im Zimmer! . . . . der alte Herr erhebt sich von dem Sopha; die Person mit dem einen Ohr stürzt vor und gibt dabei dem Mädchen einen Stoß (das Dromedar!), daß sie gegen den Theetisch anprallt, der dadurch die arme Frau, die grade aufspringen will, wieder auf das Sopha zurückstößt; die Kinder hüpfen und klatschen in die Hände . . . . die Thüre fliegt auf! . . . . ein junger Offizier tritt herein . . . . das Mädchen wirft sich ihm in die Arme. Ja so! Aha! Da haben wir's! Ich schlage meine Fensterladen zu, daß es kracht, und setze mich ganz durchnäßt vom Regen und an den Knieen zitternd auf einen Stuhl.

Was hatte ich auch am Fenster zu schaffen? Das hat man davon, wenn man neugierig ist.

Vor acht Tagen war diese Familie vom Lande in das schöne Haus mir grade gegenüber gezogen, und es war mir noch nie eingefallen, zu fragen, wer sie wäre oder woher sie stamme. Was brauchte ich heute Abend mich auf unerlaubte Weise mit ihren häuslichen Verhältnissen bekannt zu machen? Was konnte es mich interessiren? Ich war bei übler Laune; vielleicht empfand ich auch etwas Herzweh . . . . aber gleichviel — meinem Vorsatze treu, mich nie ängstlichen Gedanken hinzugeben, wenn sie nichts fruchten können, ergriff ich mit starren Fingern die Feder, und um meinen Verdruß zu verscheuchen, wollte ich eine Schilderung der häuslichen Glückseligkeit — einer Glückseligkeit, die ich nie genossen hatte, versuchen. Übrigens philosophirte ich, während ich in meine erstarrten Hände

blies: „Bin ich denn der Erste, der in dem Treibhause der Phantasie eine Wärme gesucht hat, welche die harte Welt der Wirklichkeit ihm versagt? Sechs Thaler für eine Klafter Fichtenholz; ja prosit, die hast Du nicht vor dem December! Ich schreibe!"

„Glücklich, dreimal glücklich die Familie, in deren eng geschlossenem Kreise kein Herz einsam blutet oder einsam sich freut, kein Blick, kein Lächeln unerwidert bleibt, und wo die Freunde nicht mit Worten, sondern mit Handlungen einander täglich sagen: Deine Sorgen, Deine Freuden, Dein Glück sind auch die meinigen!"

„Schön ist das friedliche, das stille Haus, welches sich schützend um den müden Pilger durch das Leben schließt, welches um seinen freundlich lodernden Herd zur Ruhe versammelt den Greis am Stabe, den kraftvollen Mann, seine liebende Gattin und glückliche Kinder, die jauchzend und frohlockend in ihrem irdischen Himmel umherhüpfen und einen in Unschuld mit Spielen verbrachten Tag damit beschließen, daß sie, das Dankgebet noch auf lächelnden Lippen, an der Brust der Eltern einschlafen, während die sanfte Stimme der Mutter in flüsternden Wiegentönen ihnen erzählt, wie um ihr Lager

Die Englein stehen
Im Ring
Und bewachen das Bett,
Wo die Unschuld schläft."

Hier mußte ich aufhören, denn ich fühlte etwas einem Regentropfen Ähnliches aus meinem Auge hervorkommen und konnte deshalb nicht mehr klar sehen.

„Wie Mancher," dachte ich, indem meine Gedanken wider meinen Willen eine melancholische Wendung nahmen, „wie Mancher muß nicht zu seinem Schmerz dies höchste Glück des Erdenlebens, häusliche Glückseligkeit entbehren!"

Einen Augenblick betrachtete ich mich in dem einzigen ganzen Spiegel, den ich in meiner Stube hatte — dem der Wahrheit, und schrieb dann mit düsterm Gefühl weiter: „Unglücklich kann gewiß der Verlassene genannt werden, der in den angstvollen und kühlen Augenblicken des Lebens (die ja so oft kommen) an kein treues Herz gedrückt wird, dessen Seufzer Niemand erwidert, dessen stillen Kummer Niemand lindert mit einem: Ich verstehe Dich! ich leide mit Dir!"

„Er ist verzagt, Niemand richtet ihn auf; er weint, Niemand sieht es, Niemand will es sehen; er geht — Niemand folgt ihm; er kommt, Niemand geht ihm entgegen; er ruht, Niemand wacht über ihn — Er ist einsam, — o wie unglücklich ist er! Warum stirbt er nicht? Ach, wer würde ihn beweinen? Wie kalt ist ein Grab, das keine warme Liebesthränen benetzen!"

„Er ist einsam in der Winternacht, für ihn hat die Erde keine Blumen und dunkel brennen die Lichter des Himmels. Weshalb wandert er, der Einsame, weshalb wartet er, weshalb flieht er nicht, der Schatten, zum Lande der Schatten? Ach er hofft noch, er ist ein Armer, der um Freude bettelt, der noch in der elften Stunde wartet, daß eine barmherzige Hand ihm ein Almosen gebe."

„Ein einziges Erdenblümchen will er pflücken, es an seinem Herzen tragen, um nachher nicht so einsam, nicht so ganz einsam zur Ruhe hinabzuwandern."

Es war meine eigne Lage, die ich beschrieb — mich selbst beklagte ich.

Frühzeitig meiner Eltern beraubt, ohne Geschwister, Freunde und Verwandte, stand ich in der Welt noch so einsam und verlassen da, daß ich ohne eine innige Zuversicht zum Himmel und ein von Natur glückliches Gemüth oft genug diese schnöde Welt zu verlassen hätte wünschen mögen; bis jetzt aber hatte ich fast beständig auf die Zukunft gehofft, und dabei mehr aus einem instinktmäßi-

gen Gefühle, daß dies das Beste wäre, als aus Philosophie alle gar zu lebhaften Wünsche auf eine angenehme Gegenwart, wenn sie mit der Möglichkeit so durchaus im Streite lagen, unterdrückt. Aber seit einiger Zeit war es leider anders mit mir; ich empfand, und vorzüglich diesen Abend mehr denn jemals, eine unaussprechliche Begierde, Jemanden lieb zu haben .... Jemand um mich zu haben, der mir zugethan .... der mir ein Freund wäre .... kurz (für mich die höchste Glückseligkeit auf Erden) eine Gattin, eine geliebte, angebetete Gattin zu haben! O sie würde mich trösten, sie würde mich erheitern! ihre Zärtlichkeit würde mich in der ärmsten Hütte zu einem König machen! Daß das Liebesfeuer meines Herzens das treue Wesen an meiner Seite nicht vor Erfrieren sichern würde, ward mir bald unter unfreiwilligem Schauder klar und fühlbar. Bedrückter als jemals stand ich auf und ging einige Male in meiner Kammer herum (das heißt zwei Schritte geradeaus und dann rechtsum kehrt). Das Gefühl meiner Lage folgte mir wie der Schatten an der Wand, und zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich verzagt und warf einen finstern Blick in meine düstre Zukunft. Ich hatte keine Gönner, konnte deshalb für lange Zeit nicht auf Beförderung, folglich auch nicht auf eignes Brot .... einen Freund .... eine Frau, meine ich .... rechnen.

„Aber was in aller Welt," sagte ich noch einmal ernstlich zu mir selbst, „was hilft das Grübeln?" Noch einmal suchte ich mich aller ängstlichen Gedanken zu entschlagen — „Wenn doch nur eine Christenseele heute Abend zu mir käme! Wer es auch sein möge — Freund oder Feind — es ist doch immer besser als diese Einsamkeit. Ja wenn selbst ein Bewohner der Geisterwelt die Thüre öffnete, er sollte mir willkommen sein! Was war das? Drei Schläge an die Thüre! Ich will doch nicht glauben .... wieder drei!" Ich ging und öffnete; es war Niemand da; nur der Wind fuhr heulend die Treppen

auf und ab. Eilig verschloß ich die Thüre wieder, steckte die Hände in die Taschen und ging eine Weile überlaut trällernd umher. Einige Augenblicke darauf glaubte ich einen Seufzer zu hören! . . . . ich schwieg und horchte . . . . wiederum ward ganz deutlich geseufzt, ... und noch einmal so tief und so jämmerlich, daß ich mit heimlicher Angst ausrief: „Wer ist da?" Keine Antwort. . . .

Einen Augenblick stand ich da und sann darüber nach, was dies wol zu bedeuten habe, als ein abscheuliches Getöse, als wenn Katzen unter Geschrei die ganze Bodentreppe hinabpolterten, und das sich mit einem gewaltigen Schlag gegen meine Thüre endete, meiner Unentschlossenheit ein Ende machte. Ich nahm das Licht, einen Stock und ging hinaus. In dem Augenblicke, wo ich die Thür öffnete, ward das Licht ausgeblasen. Eine gigantische weiße Gestalt schimmerte mir entgegen, und ich fühlte mich plötzlich von zwei starken Armen umfaßt. Ich rief nach Hülfe und stritt so wacker, um loszukommen, daß ich wie mein Gegner zu Boden fielen, doch so, daß ich obenauf zu liegen kam. Wie ein Pfeil schoß ich wieder in die Höhe und wollte wegeilen, um Licht herbeizuschaffen, als ich über etwas stolperte . . . . Gott weiß, was es war (ich glaube fast, daß mich Jemand an den Füßen festhielt); gleichviel, ich fiel zum zweiten Male, schlug den Kopf an die Tischecke und verlor das Bewußtsein, während ein ärgerliches Geräusch, das viele Ähnlichkeit mit einem Gelächter hatte, mir noch in den Ohren klang.

Als ich die Augen wieder aufschlug, traf sie ein blendender Lichtschein. Ich schloß sie wieder und lauschte auf ein verworrenes Getöse um mich her, — öffnete sie wiederum ein klein wenig und suchte die mich umgebenden Gegenstände zu unterscheiden, die mir so räthselhaft und wunderbar vorkamen, daß ich fast fürchtete, meine Sinne

seien verwirrt. Ich lag auf einem Sopha, und . . . . nein, ich täuschte mich wirklich nicht, — das reizende Mädchen, welches an diesem Abend meinen Gedanken unaufhörlich vorgeschwebt hatte, stand wirklich neben mir und wusch mit einem himmlischen Ausdruck von Theilnahme meinen Kopf mit Essig. Ein junger Mann, dessen Gesicht mir bekannt schien, hielt meine Hand zwischen den seinigen. Ich gewahrte auch den dicken Herrn, einen andern magern, die Frau, die Kinder, und in entferntem Zwielicht sah ich das Paradies des Theetisches schimmern; kurz, ich befand mich durch eine unbegreifliche Laune des Schicksals mitten unter der Familie, welche ich vor einer Stunde mit so lebhafter Theilnahme betrachtet hatte.

Als ich wieder zu voller Besinnung kam, umarmte mich der junge Mann mehre Male mit militairischer Heftigkeit. „Kennst Du mich denn nicht mehr?" rief er unwillig, wie er mich an Leib und Seele versteinert sah. „Hast Du denn August D., dem Du vor Kurzem das Leben mit Gefahr Deines eignen gerettet, so ganz vergessen? — den Du so wacker auffischtest, mit Gefahr, selbst für immer in der uninteressanten Gesellschaft der Fische bleiben zu müssen? — Siehe hier meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester Wilhelmine!" Ich drückte ihm die Hand, und jetzt umarmten mich auch die Eltern. Mit einem tüchtigen Faustschlag auf den Tisch rief August's Vater aus: „Und weil Sie meines Sohnes Leben gerettet haben, und weil Sie ein so grundehrlicher und guter Kerl sind, und selbst Hunger leiden . . . . um Andern zu essen zu geben . . . . so sollen Sie auch das Pastorat in H. haben . . . . Ja, Sie sollen Kirchenhirt werden! sage ich . . . . ich habe jus patronatus, verstehen Sie!"

Eine gute Weile war ich ganz außer Stande zu begreifen, zu denken oder zu reden, und ehe durch tausend Erklärungen Alles zur Erklärung kam, hatte ich nichts Anderes klar gefaßt, als daß Wilhelmine nicht . . . . daß Wilhelmine August's Schwester wäre.

Er war an jenem Abend von einer Dienstreise zurückgekehrt, auf welcher der Zufall mir vergangenen Sommer das Glück verschafft hatte, ihn aus einer Gefahr, in welche jugendliche Hitze und Übermuth ihn gestürzt hatten, zu erretten. Ich hatte ihn seit diesem Ereignisse nicht wieder gesehen, früher nur flüchtig seine Bekanntschaft gemacht, auf der Universität Brüderschaft mit ihm getrunken und seitdem meinen lieben Bruder vergessen.

Er hatte jetzt mit dem leicht auflodernden Enthusiasmus der Jugend seiner Familie dies Ereigniß und was er außerdem von mir wußte und nicht wußte, erzählt. Der Vater, der ein Pastorat zu vergeben hatte, und der (wie ich später erfuhr) von seinem Fenster aus einige barmherzige Bemerkungen über meinen magern Mittagstisch gemacht hatte, beschloß, von den Bitten seines Sohnes bestürmt, mich aus dem Schooße der Armuth auf den Gipfel des Glückes zu erheben. August wollte in seinem Entzücken mir mein Glück augenblicklich verkünden, und um zugleich seine Liebhaberei für lustige Späße zu befriedigen, gibt er sich auf meiner Treppe auf eine Weise zu erkennen, deren Folge für mich eine starke, obgleich nicht gefährliche Contusion an den Schläfen und die unvermuthete Versetzung über die Straße hinüber, aus dem tiefsten Dunkel in das klarste Licht ward. Tausend Mal bat mich der gute Junge um Verzeihung wegen seiner Unbedachtsamkeit; tausend Mal versicherte ich ihm, es sei nicht der Mühe werth, von einem so unbedeutenden Stoße zu reden. Und in der That war das Pastorat ein Balsam, der auch eine größere Verletzung unfühlbar gemacht hätte.

Erstaunt und etwas verlegen gewahrte ich nun, daß das Ohr und die Schulter, deren Besitzer so schrecklich in den Zwiebackskorb griff, und über den ich meine Galle ergossen hatte, Niemand sonst als August's Vater und meinem Gönner angehörten. Der dicke Herr, der im Sopha saß, war Wilhelminens Onkel.

Die Güte und Heiterkeit meiner neuen Freunde machten, daß ich mich bald heimisch und glücklich fühlte. Die Alten behandelten mich wie ein Kind vom Hause, die Jungen wie einen Bruder und die beiden Kleinen schienen in mir einen zukünftigen Pfefferkuchen-Freund zu ahnen.

Nachdem ich von Wilhelminens niedlicher Hand zwei Tassen Thee erhalten hatte, wozu ich beinahe fürchte in der Zerstreutheit mehr Brezeln als mein vortrefflicher Patron genommen zu haben, stand ich auf, um mich zu verabschieden. Man wollte mich durchaus die Nacht über im Hanse behalten, aber ich blieb bei meinem Vorsatze, die erste glückliche Nacht in meiner alten Wohnung unter Dankgebeten zu dem höheren Leiter meines Geschickes zuzubringen.

Alle umarmten mich aufs Neue, und ich umarmte jetzt Alle so recht aus Herzens Grund, auch Wilhelminen, jedoch erst auf erhaltene gnädige Erlaubniß. „Das hätte ich eben so gut unterlassen können," dachte ich nachher, „wenn es das erste und letzte Mal sein soll!" August begleitete mich zurück.

In meiner Stube stand mein Wirth, mitten unter umgeworfenen Stühlen und Tischen, mit einer Miene, die zwischen Regen und Sonnenschein schwankte; auf der einen Seite zog sich der Mund mit einem widrigen Lächeln bis zum Ohr hinauf, auf der andern kroch er vor Ärger bis zum Doppelkinn hinab; die Augen folgten derselben Richtung, und das Ganze hatte das Aussehen eines Krampfes, bis der Ton, in welchem August ihn bedeutete, uns allein zu lassen, Alles in die freundlichste, grinzendste Miene verwandelte und der Autor derselben unter demüthigen Verbeugungen hinter der Thüre verschwand.

August war in Verzweiflung über meinen Tisch, meinen Stuhl, mein Bett u. s. w. Mit Mühe hielt ich ihn davon zurück, den Wirth, der für ein solches Loch Geld haben wollte, durchzuprügeln. Ich mußte ihn mit einer

heiligen Versicherung zufrieden stellen, daß ich am folgenden Tage unverzüglich ausziehen wollte. „Aber sage ihm," bat August, „ehe Du ihn bezahlst, daß er ein Schurke, ein Wucherer, ein Preller, ein . . . . oder wenn Du willst, so werde ich" . . . . — „Nein, nein, behüte!" unterbrach ich ihn, „sei ruhig und laß mich nur machen."

Nachdem mein junger Freund mich verlassen, brachte ich einige glückliche Stunden damit hin, daß ich an die Veränderung meines Schicksals dachte und Gott innig dafür dankte.

Zum Pastorate schweiften sodann meine Gedanken; und der Himmel weiß, welche fette Ochsen und Kühe, welche Parke mit Blumen, Früchten und Gemüsen ich im Geiste mich in meinem neuen Paradiese umgeben sah, wo meine Eva an meiner Seite und auf meinen Arm gestützt ging; und besonders, welche unzählige Menge glücklicher und erbauter Menschen ich aus der Kirche, wo ich gepredigt hatte, strömen sah. Ich taufte, ich confirmirte, ich traute meine lieben Pfarrkinder in meines Herzens Eifer und Freude — und vergaß nur die Leichenbestattungen.

Jeder brotlose Geistliche, der ein Pastorat erhalten hat, jeder Sterbliche überhaupt, dem unerwartet ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, wird sich leicht meine Lage vorstellen.

Weiterhin in der Nacht senkte es sich zuletzt wie ein Flor vor meine Augen und meine Gedanken geriethen allmälig in einen Wirrwarr, der allerhand seltsame Vorstellungen erzeugte. Ich predigte mit lauter Stimme in meiner Pfarrkirche und die Gemeinde schlief. Nach dem Gottesdienste kamen die Menschen als Ochsen und Kühe aus der Kirche und blökten mir entgegen, wenn ich sie ermahnen wollte. Ich wollte mein Weib umarmen, konnte sie aber nicht von einer großen Rübe trennen, die in jedem Augenblicke zunahm und zuletzt uns Beiden über den Kopf wuchs. Ich suchte auf einer Leiter zum Himmel emporzuklettern, dessen Sterne mir freundlich und klar

winkten; aber Kartoffeln, Gras, Wicken und Erbsen umstrickten unbarmherzig meine Füße und verhinderten jeden Schritt. Zuletzt sah ich mich inmitten meiner Besitzungen auf dem Kopfe gehen, und während ich in meiner schläfrigen Seele mich höchlich verwunderte, wie dies möglich gewesen, entschlief ich tief bei der Erinnerung an meine Träume. Dennoch muß ich mir unbewußt die Kette meiner pastoratlichen Gedanken fortgesetzt und den ganzen übrigen Theil der Nacht im Schlafe gepredigt haben, denn am Morgen erwachte ich beim Ton meiner eignen Stimme, die ganz laut: „Amen!" rief.

Daß die Ereignisse des gestrigen Abends wirklich Wahrheit und kein Traum waren, davon konnte ich mich nur mit Mühe überzeugen, bis August mich besuchte und mich zum Mittag bei seinen Eltern einlud.

Das Pastorat, Wilhelmine, das Mittagsmahl, die neue Kette von Hoffnungen auf die Zukunft, die von der klaren Sonne der Gegenwart bestrahlt wurde, Alles überraschte mich aufs Neue mit einer Freude, die man wol fühlen, nie aber beschreiben kann.

Aus der Tiefe eines dankbaren Herzens begrüßte ich das neue Leben, das sich mir eröffnete, mit dem festen Vorsatze, was sich auch ereignen möge, doch stets — das Rechte thun und das Beste hoffen zu wollen.

Zwei Jahre darauf saß ich an einem Herbstabend auf meinem lieben Pfarrhofe am Kaminfeuer. Neben mir saß mein geliebtes Weibchen, meine süße Wilhelmine, und spann. Ich wollte ihr eben eine Predigt vorlesen, die ich am nächsten Sonntage zu halten beabsichtigte, und von der ich mir viele Erbauung sowol für sie, als für die gesammte Gemeinde versprach. Während ich darin blätterte, fiel ein loses Blatt heraus. Es war das Papier, worauf ich an demselben Abend zwei Jahre vorher in einer ganz

verschiedenen Lage meine heitern und trüben Gedanken niedergeschrieben hatte. Ich zeigte es meiner Frau. Sie las, lächelte mit einer Thräne im Auge, und mit einer schelmischen Miene, die, wie ich glaube, nur ihr eigen ist, nahm sie die Feder und schrieb auf die Rückseite des Blattes:

„Der Verfasser kann jetzt von seiner Lage gottlob eine Schilderung entwerfen, die im vollkommenen Gegensatz zu derjenigen steht, welche er einst in einer trüben Stunde über einen Unglücklichen, wie er damals selbst war, machte."

„Jetzt ist er nicht mehr einsam, nicht mehr verlassen. Sein stiller Seufzer wird erwidert, sein heimlicher Kummer von einer ihm zärtlich ergebenen Gattin getheilt. Er geht, ihr Herz folgt ihm; er kommt zurück, sie geht ihm lächelnd entgegen; seine Thränen fließen nicht unbemerkt, sie werden von ihrer Hand getrocknet, und sein Lächeln strahlt in dem ihrigen wieder; für ihn pflückt sie Blumen, um seine Stirne zu bekränzen, um sie auf seinen Pfad zu streuen. Er hat einen eignen Herd, ihm ergebene Freunde, und zählt zu seiner Verwandtschaft alle Diejenigen, welche selbst keine haben. Er liebt, er ist geliebt, er kann Menschen glücklich machen, er ist selbst glücklich."

Treu hatte meine Wilhelmine die glückselige Gegenwart geschildert, und angefeuert von Gefühlen, die heiter und lieblich wie die Strahlen der Frühlingssonne sind, will ich jetzt wie zuvor meinen kleinen Trupp leichter Hoffnungen in die Zukunft hinausvoltigiren lassen.

Ich hoffe also, daß meine Predigt für den nächsten Sonntag nicht ohne Nutzen für meine Zuhörer sein wird; und sollten auch die Verstockten schlafen, so hoffe ich, daß doch weder diese noch irgend eine von den größeren oder kleineren Unannehmlichkeiten, die mir widerfahren können, mir zu Herzen gehen und meine Ruhe stören werden. Ich kenne meine Wilhelmine und glaube auch mich selbst hinreichend zu kennen, um mit Gewißheit zu hoffen, sie immer glücklich machen zu können. Der süße Engel hat

mir Hoffnung gegeben, daß wir bald ein kleines Wesen zu unserer kleinen glücklichen Familie hinzuaddiren werden. Ich hoffe in Zukunft noch multipliciren zu können. Für meine Kinder habe ich allerhand Hoffnungen in petto. Bekomme ich einen Sohn, so hoffe ich, daß er mein Nachfolger wird; bekomme ich eine Tochter, so . . . . wenn August warten wollte . . . . aber ich glaube, daß er grade im Begriff ist, sich zu verheirathen.

Ich hoffe, mit der Zeit einen Verleger zu meinen Predigten zu finden.

Ich hoffe, mit meiner Frau noch hundert Jahre zu leben.

Wir, d. i. meine Wilhelmine und ich, hoffen, während dieser Zeit recht viele Thränen trocknen zu können und selbst so wenige zu vergießen, als es unser Loos, als Kinder der Erde, gestatten kann.

Wir hoffen, einander nicht zu überleben.

Endlich hoffen wir, immer hoffen zu können, und wenn die Stunde kommt, wo die Hoffnungen der grünen Erde vor dem klaren Lichte ewiger Gewißheiten verschwinden, so hoffen wir, der allgütige Vater möge ein mildes Urtheil über seine dankbaren, in Demuth hoffenden Kinder fällen.

III.

Die Zwillinge.

Zwei reizende Rosenknöspchen (die letzten in meinem Garten) sind in dieser Oktobernacht erfroren. Ich hatte mich so herzlich darauf gefreut, meine alte Mutter, die noch eine große Freundin von Blumen ist und sie, besonders in dieser Jahreszeit, ihr Geschmeide nennt, mit zwei schönen Rosen zu erfreuen. Jetzt hängen meine hoffnungsvollen Knospen ohne Leben und Farbe am Stengel; sie sind dahin — und mit ihnen meine kleine Geburtstagsfreude.

Lange betrachtete ich sie und fühlte dabei Thränen in meine Augen kommen. Sie waren der Erinnerung geweiht, — dem Andenken an zwei Rosenknospen einer edleren Art, welche hoffnungsvoll wie diese schönen Blumen auch wie diese frühzeitig vor dem Nachtfroste des Lebens dahinwelkten.

Eduard und Ellna, meine jungen Freunde, — wie oft umgibt mich in einsamen Stunden Euer freundliches Bild! Wie milde Frühlingslüfte wehen mich die Erinnerungen aus der Zeit an, wo ich so oft bei Euch war, — Euch hörte, Euch sah und in Euch das Schönste, was Gott auf Erden erschaffen hatte.

Wenn ich jetzt eine herrliche Frucht gewahre, die vor ihrer Reife abfiel, eine Blüte, deren Knospe wurmstichig ist, etwas Schönes und Gutes, das zu bald verschwindet, so denke ich — — an Eduard und Ellna!

Siehe dort den schönen, von herrlichen Parken umgebenen Landsitz, wo sie mit ihrer glücklichen Mutter wohnten! Sie waren die Jüngsten von Vielen, die sie geboren, die Einzigen, die sie noch nicht hatte beweinen müssen.

Sie waren ihre Lieblinge, ihr Alles.

Sie hatte die Hoffnung, noch eine glückliche Mutter zu werden, aufgegeben, als ihren schon vorgerückten Lebenstagen Eduard und Ellna einen so seligen Genuß bereiteten, wie die rosenrothe Phantasie ihrer lebhafteren Jahre ihn kaum hätte ahnen können.

In derselben Stunde geboren, schien zwischen Eduard und Ellna Alles durch die Hand der Natur vereint worden zu sein. Ihre Gesichtszüge, Manieren, Stimme hatte vollkommen Ähnlichkeit, nur daß bei Eduard, besonders in späteren Jahren, Alles stärker ausgesprochen war, was bei der Schwester sanft verschmelzende weibliche Anmuth blieb.

Sie waren so schön, daß man sie nicht ohne Rührung betrachten konnte. Das von dem vielen Unangenehmen und Widrigen, das ihm überall begegnet, ermüdete Auge konnte mit Wollust auf diesen lieblichen Wesen ruhen, die in der reinen Glorie kindlicher Unschuld wie Verheißungen einer schöneren und besseren Schöpfung dastanden.

Ihr Lächeln war besonders bezaubernd; in ihm spiegelten sich ihre Seelen, diese Tiefe von Unschuld und Freude, ab. Zwei Thautropfen, vom Himmel herabgesandt, um die Erde zu erfrischen, geben in ihrem reinen Innern ihr Bild wieder.

„Glückliche Kindheit!" habe ich von Tausenden ausrufen hören, die schon tiefer aus dem Kelch des Lebens getrunken hatten, an dessen Rand die Kinder nur ihre Lippen bringen und den feurigen Schaum wegküssen. „Glückliche Kindheit! dir ist es gewährt, unter Spielen den lautern Nektar der Freude zu trinken, während wir unter Mühen und Arbeit in dem trüben Trank, der uns gereicht wird, vergebens einen erquickenden Tropfen suchen."

Und gleichwol scheint es mir, daß man nicht mit Recht die Kindheit so glücklich preist. Wie viele Thränen werden nicht von den Kindern vergossen! Thränen der Ungeduld, des Verlangens, des Zorns, Thränen, welche Scham und Vorwürfe auspressen, Thränen des Neides, des Unmuths und der Verzweiflung, mit einem Worte, aller der Leidenschaften, die für gereiftere Herzen den Lebenstrank vergiften.

Es ist wahr, sie brauchten nicht zu fließen diese Thränen, wenn immer eine weise, sich erbarmende Hand die Dornen von dem Pfade entfernte, den die kleinen Pilger des Lebens wandern. Aber oft, gar zu oft entfernt man sie nicht — man streut sie erst hin. Zwang, ungerechte Vorwürfe wachsen wie giftige Nesseln um die armen Kleinen empor. Wie oft habe ich es gesehen — wie oft habe ich ausgerufen: „Ihr armen Kinder, ihr armen kleinen Kinder! Was gebar man euch zu einem Leben, dessen wenige Lenzblumen man euch nicht zu pflücken gestattet?"

Freiheit — Freiheit, diesen Westwind der Freude, deren reiner Geist allein jede Blume der Schöpfung zur Entwicklung zu locken vermag — Freiheit schenke man euch unschuldigen Kleinen, die ihr — zur Unsterblichkeit geboren — ein Stürmen ausgesetztes Land durchwandern müßt! Die Lüfte der Freiheit, nicht der Samumwind des Zwanges, mögen eure ersten Schritte begleiten, und die Welt wird alsdann nicht so viele matte Wandrer kraftlos niedersinken und sich mühsam auf ihrem Wege dahinschleppen sehen.

In unschuldiger Freiheit verflossen Eduard's und Ella's erste Lebensjahre. Die schöne freundliche Natur war ihre Wiege. Auf den Feldern, im Walde und in den Hainen spielten sie bald, bald ruhten sie. Oft hörte man sie, während sie, die Arme um einander geschlungen, im Schatten der Bäume auf der weichen Grasmatte lagen, von den Engeln reden, deren Schwingen sie in den Wolken erblickten, welche, von leichten Lüften zertheilt, hoch

über den dunkelgrünen Wipfeln des Waldes am blauen Himmel dahinschwebten. Sie sahen sie lächeln, ja sie redeten zuweilen vertraulich und kindlich mit ihnen, priesen ihre Schönheit, welche (wie sie sagten), weit größer als die ihrige sei. Oft erhoben sich ihre kleinen Kinderstimmen, um die Töne himmlischer Harfen zu begleiten, welche sie mit dem Gesäusel des Waldes sich vermischen hörten. Ihre Mutter, die immer in ihrer Nähe war, glaubte an die Wirklichkeit dieser Erscheinungen. Und was kann man wol dawider sagen? — daß man selbst so etwas nicht erfahren hat. — Aber wie selten war man so engelgleich und glücklich wie Eduard und Ellna!

Jeder, der sie kannte, mußte eingestehen, daß er noch nie ihres Gleichen gesehen hatte, und Mancher fragte sich im frommen Entzücken, ob diese Kinder auch wie andre Sterbliche seien.

Um ihre weißen Stirnen fielen hellbraune Locken; wie Sterne strahlten darunter die Augen in sanft bezauberndem Glanze hervor. Das reizende Lächeln der Kindheit öffnete beständig ihre hübschen Lippen und bildete in den rosenrothen Wangen die kleinen Grübchen, die man, ich weiß nicht recht warum, so gerne küßt.

Ihre ganze Körperbildung war so schön, die Form ihrer Hände insbesondre so vollkommen, daß ich einst sah, wie ein Bildhauer bei ihrer Betrachtung in Entzücken gerieth, und wie ein alter Gärtner, der sonst grade nicht wegen seiner Artigkeit und feinen Sitten bekannt war, sich ein paar Handschuhe lieh, um die kleine Ellna in dem Garten, dessen schönste Blumen bald in ihrer Mousselinschürze lagen, herumführen zu können.

Daran gewöhnt bewundert zu werden, ohne zu wissen warum, zeigten Eduard und Ellna sich gerne Jedem, der sie sehen wollte, und ließen ruhig lächelnd sich loben und liebkosen.

„Wir sind so schön," sagten sie in ihrer Unschuld, ohne zu wissen, was Schönheit sei, und daß die Welt den

Besitz derselben für ein Glück hält. Der angenehme Eindruck, den sie, wie sie wußten, hervorbrachten, schien ihnen jedoch Vergnügen zu machen, aber nur deshalb, weil er für Andre wohlthuend war.

„Sieh uns an!“ sagten sie zu einem alten Manne, der den Verlust seines einzigen Sohnes beweinte, „siehe uns an und weine nicht mehr!“

Gewohnt, auf allen Gesichtern ein Lächeln hervorzurufen, geriethen sie darüber in Verwunderung, daß man sie ansehen und doch weinen konnte, und in ihrer Betrübniß darüber, daß sie nicht trösten konnten, fingen sie selbst mit zu weinen an. Was ihr Lächeln nicht vermocht hatte, das bewirkten jetzt ihre Thränen. Der Greis nahm sie in seine Arme und fühlte sich erquickt wie durch die Theilnahme von Engeln. Dann hörte man sie zu den Betrübten sagen: „Sieh uns an, wir weinen mit Dir.“

So übten diese kleinen Christen schon in der Kindheit die Vorschriften ihres Meisters.

Man nennt Kinder gut. Ich erkläre, daß ich wenige gesehen, die nicht hart und grausam waren. Bewußtlose (deshalb unschuldige) Barbaren, plagen sie oft auf das schrecklichste Thiere, die klein und wehrlos genug sind, um ihre Opfer zu werden. Neugierig betrachten sie ihre Zuckungen unter der Tortur und scheuen sich selten einen Schmerz zu verursachen, dessen Ausdruck auf ihre bewegliche Phantasie neue Eindrücke macht. O daß so viele Menschen, die schon wissen, schon selbst erfahren haben, was Schmerz ist, diesen grausamen Kleinen gleichen! Sie sind nicht wie diese — unschuldig.

Oft habe ich bei Betrachtung ihrer grausamen Vergnügungen und der Martern, welche ihre sogenannten nothwendigen Bedürfnisse, ihre Wißbegierde, ihre Unmenschlichkeit Millionen unschuldiger Geschöpfe verursachen, mit murrendem Schmerze ausgerufen: — „der Mensch, dieses Wesen, das von allen auf der Erde am meisten lei-

det und am meisten Leiden verursacht — o warum ward er erschaffen?"

Doch weiß ich, daß eines Tages Alles gut werden wird, — keine Thränen mehr vergossen werden, — kein Schmerz mehr sein wird. Mein Haupt demüthig beugend, will ich still auf das höhere Licht, das uns hier versagt ward, hoffen und harren. Es ist ein Gott; so schweige des Menschen Murren!

Eduard und Ellna waren nicht grausam, wie die Erdenkinder gewöhnlich sind. Noch wußten sie nicht, was Leiden, was Schmerz sei, aber es war, als ahnten sie es, und ihre eifrigsten Bemühungen gingen darauf hin, wo sie den schrecklichen Ausdruck desselben sahen, zu helfen und ihn zu lindern. Kroch ein armes Würmchen im Staube, von Ameisen fortgeschleppt, so ward es sogleich durch ihre Hände in Freiheit gesetzt und auf das weiche von Ameisen freie Gras in Sicherheit gebracht. So oft sie einen kleinen Vogel sahen, der, an die Freiheit der Wälder gewöhnt, in einem Käfig unter fruchtlosem Flattern sein Köpfchen gegen die Eisendräthe seines Gefängnisses stieß, traten ihnen Thränen in die Augen, sie baten um seine Freilassung, und wenn ihre Bitten ja einmal vergebens waren, so legten sie ihre Sparpfennige zusammen und kauften ihn. Dann ging es hinaus auf's Feld mit den glücklichen Kleinen. Die Thüre des Gefängnisses ward geöffnet, und wenn der kleine Freigelassene unter frohlockendem Gezwitscher in der freien Luft über ihren Köpfen Kreis um Kreis beschrieb, da klatschten die Kinder in ihre Hände und laut vor Freude schlugen ihre Herzen.

Es verging kein Tag, an dem sie nicht gegen irgend etwas Übles oder für etwas Gutes wirkten. Freilich war der Wirkungskreis der Kinder noch klein, und was sie schaffen konnten unbedeutend. Sie waren junge Künstler, die sich frühzeitig in den schönen und edlen Rollen übten, welche sie später auf dem großen Schauplatze der Welt spielen sollten.

Für die Nester, an deren Beraubung und Plünderung Knaben oft in grausamer und vermessener Übung ihrer jungen Kräfte ein Vergnügen finden, trugen Eduard und Ellna Nahrung herbei. Sie legten dieselbe an den Fuß der Bäume oder Hecken, wo die kleinen luftigen Familien ihre Sommerhütten gebaut hatten. „Die Mutter braucht jetzt nicht weit zu fliegen (sagten sie), und ihre Kleinen brauchen nicht zu warten und zu hungern!“ Den Orten, wo die Mutter ihre Eier ins Gras gebettet hatte, näherten sie sich vorsichtig, schweigend säeten sie die Körner aus, und waren sehr besorgt, den schüchternen Vogel zu erschrecken, der sich oft an den Besuch der kleinen Engel allmälig gewöhnte und nur zwitschernd aufflog, sich auf einen nahen Busch setzte und ruhig das Weggehen der Kinder abwartete, die froh und über diesen Beweis des Vertrauens nicht wenig erkenntlich, sich so sachte und leicht davonschlichen, daß das Gras sich unter ihren Fußtapfen wieder erhob, als wäre es nur von leichten Lüften gebeugt worden.

Um nicht auf Ameisen zu treten, die immer in Geschäftsreisen über den Weg strömen, oder über Frösche, die vor ihren Füßen hüpften, blieben die Kinder stehen oder machten einen kleinen Umweg. Nie tödteten sie absichtlich ein Thier, keine Fliege, nicht einmal eine Mücke, diese Parias der Luft, welche bei dem gebildeten Theile des Menschengeschlechts kein Erbarmen finden. „Es ist ja so wonnig, zu leben,“ sagten die liebenswürdigen Kleinen. Einst sah ich sogar die kleine Ellna jenen raubgierigen Blutsaugern ihre weißen Arme und Hände preisgeben. „Ich gebe ihnen Abendbrot,“ sagte sie lächelnd, und — „es thut nicht sehr weh,“ fügte sie des Bruders wegen hinzu, der jetzt zum ersten Male den etwas herrschsüchtigen Sinn des Mannes zeigte und der Schwester verbot, dies je wieder zu thun, wenn sie nicht wollte, daß er das ganze Mückengeschlecht ausrotte; was ihm vermuthlich nicht schwerer schien, als Alexandern die Eroberung der Welt.

Ellna mußte nachgeben. Die Mücken wurden verjagt, und jetzt suchte Eduard die von Mücken gebissenen Stellen durch Küsse am Anschwellen zu verhindern. Das frische Lächeln der Kindheit strahlte auf ihren Gesichtern, während sie so spielend stritten, Eduard um Küsse zu geben, Ellna um ihnen auszuweichen.

Ich sagte, daß sie absichtlich niemals ein Thier tödteten; — ich hatte Unrecht. Wenn sie ein Thierchen sich in Todesqualen abmartern sahen, eine Fliege oder Motte, die sich am Lichte verbrannt hatte, einen getretnen aber noch lebenden Wurm, so führte Eduard, als der weniger weichherzige, mit abgewandten Augen und erbarmendem Fuß den Augenblick, wo Plage und Schmerz verschwinden, schneller herbei.

„Es ist besser zu sterben als zu leiden," sagten sie und wandten sich mit bleichen Gesichtern ab.

„Diese Kinder sind zu gut für diese Erde," sagten Die, welche sie kannten; „sie werden gewiß nicht lange leben."

Und dennoch, mein Gott, würde es unter so vielen Schmerzen, so vielem Bösen wohl thun, wenn du diese Erscheinungen länger hier verweilen ließest, die uns den Stern, den wir aus dem Gesichte verloren, gleichsam wieder offenbaren, die uns mild und erquickend daran erinnern, von wannen wir kommen und wohin wir gehen.

Ihr guten und liebenswürdigen Sterblichen — wenn ich wünsche, daß ihr hier weilen möchtet, so geschieht das unsert- und nicht euretwegen! — Wenn der Allbarmherzige diese Funken seines Geistes, die für einen Augenblick eine unwürdige Erde erwärmen und erleuchten sollten, in seinen Schoos zurückrufen wollte — wie wohlgethan ist es von ihm, wie gut für euch!

Der Maitag der Kindheit war für Eduard und Ellna verflossen, ihre Jugend brach heran. Sie zählten funfzehn Jahre.

Ihr kindlicher Sinn war jedoch nicht viel verändert.

Das erste Veilchen, das unter dem Schnee hervorguckte, die erste Erdbeere, die vor den Strahlen der Sonne erröthete, rief noch den Purpur der Freude auf ihre Wangen, und die Freude oder der Schmerz ihrer Mitgeschöpfe entlockten ihnen jetzt wie früher ein Lächeln oder Thränen. Nur näherten sie sich jetzt mehr wie vordem den Menschen, als dem würdigsten Gegenstande ihrer Fürsorgen.

Es gab eine Meile im Umkreise keine Hütte, die sie nicht besucht hatten. Die Güte ihrer Mutter gab ihnen unaufhörlich Gelegenheit zu dem seligen Genusse, Menschen wohlzuthun. „Saget uns, was Ihr bedürft (sprachen sie zu den Armen und Kranken); wenn wir können, so wollen wir Euch helfen." Bald ward ein weicheres Lager, bald gesundere Nahrung, bald eine kleine Unterstützung in Geld, bald eine Fürbitte den Bedürftigen zu Theil, immer mit sanften freundlichen Worten begleitet, die, von zwei der lieblichsten Stimmen ausgesprochen, einen ebenso tiefen wie wohlthuenden Eindruck hervorbrachten. Wo nicht Hülfe nöthig war, suchten sie wenigstens eine kleine Freude zu bereiten; kleine Geschenke wurden an Väterchen und Mütterchen, Confekt an die Kinder ausgetheilt, und diese Letztern insbesondere, die in der Regel von allen Wohlthaten diejenigen, welche ihren zuckerliebenden Gaumen erwiesen werden, am höchsten schätzen, alle diese kleinen Liebhaber von Lärm und Naschwerk begleiteten und begrüßten Eduard und Ellna stets mit lauten Freuderufen.

Man warnte ihre Mutter vor dem Misbrauche, der aus so vieler Güte entstehen könnte. Sie erwiderte: „Laßt uns nicht zu besorgt sein. Eine einzige Gelegenheit, Gutes zu thun, die verloren geht, wie es oft durch Mistrauen geschieht, ist ein unersetzlicher Verlust. Ich gebe zu, daß wir bei gar zu wenig Vorsicht oft von Andern getäuscht werden, aber bei zu großer täuschen wir uns selbst. Und dann — wüßtet Ihr nur, was ich fühle, wenn ich jeden Mund meine Kinder segnen höre!"

Wollte man Eduard und Ellna so recht nach ihrem Sinne danken, so mußte man so zu ihnen sprechen: „Ich bin jetzt besser, meine Schmerzen sind gelindert,“ — oder: „Ich bin jetzt froher und glücklicher,“ — oder: „Gott ist gut, er läßt uns nicht verzweifeln;“ — dann wurden ihre Herzen von der reinsten Freude erfüllt und sie dankten Gott.

Indeß erstreckten sich ihre glücklichen Bemühungen, ihre wohlthätigen Fürsorgen nicht auf die arme und weniger gebildete Volksklasse allein; nicht blos die Sorge, welche Thränen hat, den Schmerz, welcher sich laut ausspricht, suchten sie zu lindern. Den schweigenden Kummer, die zehrende Unruhe, jene kleinen aber unerträglichen, tausend Nadelstichen ähnlichen Plagen, die man nicht gerne eingesteht, die aber um so weher thun, — alle jene Widerwärtigkeiten, welche wie Ketten an den Sklaven der feinen und gebildeten Welt hangen, ahnten und suchten sie mit barmherzigen Händen zu erleichtern. Ein Blick, der in einem unbewachten Augenblicke auf ein bedrücktes Herz deutete, eine Geberde, eine Bewegung, welche Verlegenheit — meist eine Folge der Unruhe des Gemüths — verrieth, entging selten ihren Blicken, und immer machten sie irgend ein Mittel ausfindig, um Denen, die des Herzens Frieden und Zufriedenheit zu entbehren schienen, wenigstens einige Augenblicke angenehm zu machen.

Wenn Ellna in Gesellschaft eine Mitschwester gewahrte, die im Äußern stiefmütterlich ausgestattet war und auf eine oder die andre Weise ein peinliches Bewußtsein, daß sie unangenehm sei, zu verrathen schien, so suchte sie sogleich mit ihr bekannt zu werden; sie kam ihr entgegen, liebkoste sie und suchte ihr auf alle Weise zu erkennen zu geben, daß sie sie liebenswürdig finde und gerne in ihrer Gesellschaft sei. Sogleich war auch Eduard zu ihrem Beistande da, und die Aufmerksamkeit, womit er ihr tausende jener kleinen Gefälligkeiten erwies, die man nie verlangen kann, die aber mit so vielem Vergnügen aufge-

nommen werden, seine ungezwungene muntre Artigkeit machten im Verein mit der bezaubernden Freundlichkeit der Schwester einen unwiderstehlichen Eindruck. Sah wiederum Eduard Jünglinge, die zurückgesetzt, oder übersehen, oder verzagt waren, so suchte er immer grade mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Tanzten sie, so stellte er sie seiner Schwester Ellna vor, die in ihrer Herzensgüte sie allen den reichen, schönen und vornehmen jungen Herren vorzog, die um einen ihrer strahlenden Blicke buhlten.

Wie oft habe ich Gesichter, welche bedrückte oder misvergnügte oder erbitterte Gemüther verriethen, unter dem Einflusse der Zwillinge sich aufklären und allmälig ihr sanftes und strahlendes Lächeln zurückspiegeln sehen. Die häßlichsten Züge wurden dadurch verschönert, und in ihrem angenehmeren Ausdrucke las man noch lange nachher den beglückenden Glauben: „Wir können doch liebenswürdig befunden werden.“

Bei einem Tanze im Grünen gewahrte ich eines Abends, daß Ellna ein Sträußchen nicht mehr hatte, das der Bruder ihr aus den schönsten Blumen des Gartens gemacht hatte. Ich fragte sie, ob sie es verloren habe. „Ich habe es weggegeben,“ antwortete sie erröthend und verließ mich in demselben Augenblick, um zu tanzen. Neugierig blickte ich unter allen jungen und liebenswürdigen Personen des Balles umher; Niemand hatte Ellna's Sträußchen. Später gewahrte ich auf einer entfernt stehenden Bank ein zusammengekauertes, gebrechliches Geschöpf, dessen Glieder alle verdreht waren; — es hielt Ellna's Sträußchen in seiner abgemagerten Hand und wiederholte leise mit dem Ausdruck von Anbetung: „Der Engel — der Engel! sie glaubte, so sprach sie, Blumen würden mir wohl thun, — ja, sie that mir wohl, — o welch ein Engel!“

Wie glücklich waren sie, diese jungen, so schönen und guten Geschwister, wie liebenswürdig waren sie und wie geliebt! In der ganzen Gegend rühmte man sich ihrer, sowie man sich der Gaben rühmt, welche die Natur dem

Lande oder der Gegend verliehen hat, die wir die unsrigen nennen und auf die wir stolz sind. Man nannte sie die Engel; und in der That, wenn man sie sah, wenn man ihre melodischen Stimmen sich zu einem einfachen Lobgesang zur Ehre des Schöpfers vereinen hörte, konnte man alles Andre vergessen und für einige Augenblicke im Himmel zu sein wähnen.

Die Zärtlichkeit, welche Zwillingskinder gewöhnlich für einander hegen, war zwischen Eduard und Ellna so tief, so innig, daß ich glaube, sie hatten kaum einen Begriff von einem Dasein getrennt von einander. Sie dachten, sie handelten zusammen; sie sagten immer Wir; nur in einander fühlten sie ihr Ich; dieses Ich, welches, wenn man es recht einsam in sich fühlt, eine so schwere, so peinliche Bürde ist.

Ohne ein Wölkchen war das schöne Leben der Zwillinge bisher verflossen. Keine Krankheit, keine Sorge, kein Misgeschick hatte auf ihre reinen Stirnen einen Schatten geworfen. Das Leben, diese sonst so strenge Erzieherin, schien seine Kinder in Ehren zu halten und zum ersten Male nicht hart sein zu wollen. Jeder neue Tag trug etwas dazu bei sie zu verschönern. Ihre Gesichter wurden mehr oval und nahmen immer mehr die schöne griechische Form an. Ihr Wuchs hob sich in anmuthiger Geschmeidigkeit, gleich zwei jungen Bäumen, die ihre Kronen in einander verflochten haben. Ihr Lächeln ward ausdrucksvoller und aus ihren großen blauen Augen strahlte ihre Herzensgüte immer klarer hervor.

Fast mit Anbetung näherte man sich diesen Lieblingen Gottes und der Menschen; man hätte ihnen opfern mögen, und gleichwol mußte man, wenn man zu ihrem Glücke etwas beitragen wollte, etwas von ihnen annehmen. Mir war, als sähe ich in ihnen junge Priester am Altar der Barmherzigkeit, die demüthig die Gaben der Gottheit austheilten.

Ihre Mutter . . . . man hat so viel, vielleicht Alles,

was sich mit Worten sagen läßt, von Mutterliebe und Mutterglückseligkeit gesprochen .... aber die Liebe dieser Mutter, ihre Glückseligkeit kann nicht mit Worten beschrieben werden, ... kann vielleicht nur verglichen werden mit der Glückseligkeit der Mutter, die Gottes heiligste Glorie um das Haupt ihres Sohnes erblickte.

Im Alter von sechzehn Jahren standen sie in der vollen Blüte irdischer und zugleich überirdischer Schönheit. Ihnen öffnete sich die Welt voll Freude, Liebe und Glück. Vor ihnen lag ein lichter, blumenbestreuter, friedlicher Weg, auf dem sie zusammen wandeln sollten, geliebt und wieder liebend, glücklich und beglückend; sie sollten die Wohlthäter und Vorbilder der Menschen werden, — sie sollten es .... und sollten es dennoch nicht — in einem Alter von sechzehn Jahren sollten sie sterben.

Auf Eduard's Apollogesicht begann bei Annäherung des Winters eine Fieberröthe zu brennen, welche schnell emporloderte und in klarem Purpur seine jugendlichen Wangen färbte, aber nach Verlauf einiger Stunden wie eine matte Flamme erlosch und eine Todtenblässe zurückließ. Seine Kräfte fingen an zu schwinden, seine schöne schlanke Gestalt neigte sich nach vorne, wie ein zarter junger Baum, der vom Sturme gebeugt ward; sein Athem ward kurz, seine früher so feurigen Bewegungen langsam und matt, und seine Augen hatten eine Klarheit, welche die baldige Verklärung des ganzen Wesens verhieß. Das Urtheil der Ärzte lautete — Schwindsucht und nur noch wenige Monate zu leben.

O wie ward jetzt Alles anders! Da er dem Grabe entgegenging, sah sich Eduard nach dem Leben um, das aus seinen Augen wie der heimatliche Strand aus den Blicken des Schiffers zu entfliehen schien.

„Ich bin so jung (sagte er unter tiefen Seufzern) und muß schon sterben! Dich soll ich verlassen, Ellna .... von Dir, von unsrer Mutter mich trennen! Und dies schöne Leben, diese reizende Erde, die guten Menschen,

Alles, Alles soll ich verlassen — und sterben! O das finstre Grab, worin ich einsam liegen werde — wie schauderhaft!"

Alles, was Ellna sagte und that, bezweckte allein Trost und Linderung für ihren Bruder. Und dennoch war sie so ganz unglücklich; aber sie dachte niemals an sich selbst.

Sie sagte zu Eduard: „Die Sonne hat eine wunderthätige Kraft, mein Bruder, komm ans Fenster und laß sie Dich anscheinen; sieh, hier ist ein weicher Stuhl, hier sind Springen, die ich für Dich geholt habe, genieße ihren schönen Duft; besonders im Winter senden sie Frühlingsahnungen über alle unsre Gefühle." — Oder sie sprach: „Ruhe an mir aus, mein Bruder, so wirst Du bequem sitzen, und ich will mich nicht rühren!" Und den Kopf des Bruders an ihrer Brust, saß sie ganze Stunden unbeweglich da, bemühte sich im Takte mit ihm zu athmen und hielt die unruhigen Schläge des Herzens zurück. Ein andres Mal sagte sie: „Siehst Du, wie die Wolken sich zertheilen, wie der Himmel sich aufklärt? er öffnet sich gleichsam und strahlt so mild und blau über uns. Es ist die Antwort des Allgütigen auf mein Gebet, das ich soeben glühend zu ihm emporsandte. Der Himmel unsrer Glückseligkeit hatte sich getrübt, er wird wieder klar werden, Du wirst nicht sterben."

Zuweilen suchte sie auch mit Scherz und Spiel die Hoffnung in seiner und ihrer eignen Brust zu erwecken. Sie tanzte vor ihm, warf spielend um ihn den leichten Flor, welchen ihre Hände in tausend anmuthigen Formen um ihre eigne ätherische Gestalt schweben ließen. Sie sang ihm jene kleinen Romanzen und Lieder vor, welche das Leben so leicht fassen und es auch leicht machen Denen, die ihren anmuthsvollen Tönen lauschen. Wenn aber nur ein mattes Lächeln, ein melancholischer Widerschein des früheren seligen, auf Eduard's blassen Lippen erschien, da erloschen plötzlich alle Strahlen der Hoffnung in Ellna's Augen und die Zwillinge weinten zusammen.

Oft ermunterte sie ihn, von jenen, die Lebenskraft erneuernden Mitteln zu nehmen, die besonders in der Schwindsucht angewendet werden, um den schwachen Lebensfaden nicht zu plötzlich zerreißen zu lassen; diese bereitete sie alle mit eigner Hand. Wer kann Alles aufzählen, was ihre erfinderische Liebe erfand, um dem Kranken Linderung und Erheiterung zu schaffen? Sie hielt ohne Wissen des Bruders ihre Hände in eiskaltes Wasser, um nachher mit ihnen streichelnd seine brennende Stirne zu kühlen. Wenn sie in schlaflosen Nächten an seinem Bette wachte, las sie ihm vor oder erzählte ihm Das, wovon sie nach seiner jedesmaligen Gemüthsstimmung, die bei ihm wie bei allen Schwindsüchtigen unbeständig und wechselnd war, glaubte, es würde ihm am meisten gefallen. Und in jenen düstern Augenblicken, wo Eduard sich davor entsetzte so jung zu sterben — und allein zu sein — denn er konnte sich nicht vorstellen, daß er im Grabe die Schwester nicht vermissen werde, — da versprach Ellna ihm zu folgen. „Wie sollt' ich anders können (fügte sie hinzu), ich fühle ja mein Leben nur in dem Deinen!"

Ja, sie konnte trösten; — und welches Weib, welches wahre Weib kann es nicht? Ich sollte vielleicht, da ich selbst Weib bin, bescheidner sein, — aber wenn ich es glaube, wenn ich es ausspreche, so ist es, weil ich liebe, — und weil ich, da ich doch von den mir theuren Wesen den Schlag des Schicksals nicht abwenden kann, die Hoffnung meines ganzen Lebens darauf gesetzt habe, sie zu mildern. Ja ich glaube, daß nur uns sich das Räthsel der Schmerzen in seinen kleinsten Theilen entfalte, und daß es nur uns gegeben ist, in der Eingebung des Gefühls und der Liebe das Übel, welches den Schmerz verursacht, das verborgne an dem Kranken Zehrende zu ahnen. Ich hoffe und glaube (und möge man mir das nicht versagen), daß, als im Anfange der Zeit der Genius des Bösen giftige Samen in den Blumengarten der Schöpfung aussäete, von dem Allgütigen in

die Hände des Weibes der mildernde Balsam niedergelegt ward, der die Kraft jener minder wirksam machen sollte.

Ellna hatte zu Eduard gesagt: „Ich werde Dir folgen!“ — und bald folgte sie ihm. Dieselben Krankheitssymptome zeigten sich zu Anfang des Frühlings bei ihr, und schnelle Fortschritte machte das Übel in ihrem zarten, durch Unruhe und Nachtwachen geschwächten Körper.

Auch ihr ward der Todesspruch von einem redlichen und aufrichtigen Arzte verkündigt, welcher vor Allem fürchtete, durch fruchtlose Heilversuche neue Plagen zu schon vorhandenen unheilbaren hinzuzufügen.

„Wir sind so jung und dennoch müssen wir schon sterben!“ sagten jetzt Eduard und Ellna schmerzlich. Aber dieses **wir**, das sie vereinigte, war schon ein Tropfen des Trostes in dem bittern Kelche.

Zusammen nahmen sie von den Lenzblumen Abschied, Abschied von jedem Tage, der unbarmherzig einen Tropfen ihrer Lebenskraft mit sich fortriß. Man sah sie oft, wie sie, sich an einander stützend, mit matten Schritten und betrübten Blicken im Walde, auf den Feldern, in den Hainen, wo sie einst so glücklich gespielt hatten, umherwandelten; sie nahmen von Allem Abschied; von der Erde, selbst von dem Himmel, welcher ihnen noch nur deshalb so herrlich erschien, weil er sich über eine Erde wölbte, welche für sie ein Paradies war.

„Lebewohl Alles, was wir geliebt haben! (sagten sie) wir müssen Alles verlassen, wir müssen bald sterben!“

Wenn man in ihrer Gegenwart von zukünftigen Freuden, oder zukünftigen guten Thaten sprach, um sie zu zerstreuen oder um ihnen gleichsam die Aussicht, die eine herannahende Nacht immer enger schloß, zu erweitern, — sagten sie mit thränenvollen Augen: „Wir werden nicht mit dabei sein; wir müssen sterben!“

„Kommt im Herbste zu mir (sagte einer ihrer Nachbarn), wenn meine Weintrauben und Pfirsiche reif sind, und eine wahrhafte Engelsspeise soll den Engeln gereicht werden.“

„Im Herbst können wir nicht kommen,“ erwiderten sie — „im Herbste sind wir nicht mehr.“

„Im nächsten Monat,“ so sprach ein muntrer Greis, der ihr Freund war, „kommen meine Enkel, Alfred und Signild, zu mir. Sie sind gut und schön, zwar nicht wie die Engel, aber glaubet meiner Brille und meinem Herzen, nicht weit, gar nicht weit davon. Alfred soll Ella's Mann werden, und die kleine Signild, die mein Augapfel ist, soll Eduard zur Frau erhalten. Schnell und lustig, wie die Chaine in der Quadrille, wird Alles in einem Nu gehen, Verlieben, Verlobung und Hochzeit! Und ein kleines Himmelreich auf Erden wird man alsdann hier finden.“

„Ach!“ erwiderten die Engel, traurig lächelnd, „wir können uns nicht verheirathen, wir müssen ja sterben!“

Und auf jede Weise und von allen Seiten kam ihnen dieser Tod hart und strenge, alle Freude verbietend und zerstörend, Alles in Dämmerung und Nacht verwandelnd entgegen.

Und dennoch sollten sie diesen Tod, der ihnen so furchtbar erschien, lieben lernen.

Der Schmerz — die Bedingung des Lebens und die Schreckensseite des Lebens — der bisher diesen lieblichen Engelsgeschöpfen sich nicht zu nahen gewagt hatte, griff jetzt mit Hyänenklauen in ihre Brust.

Ich hatte sie „wir müssen bald sterben,“ mit einem Ausdrucke sagen hören, welcher klagte „wir müssen das Fest verlassen.“ Kurz darauf hörte ich sie dieselben Worte aussprechen, aber mit einem Tone, welcher „wir werden bald ruhen!“ ausdrückte.

Kurz war gottlob diese Schmerzenszeit, die Ruhe kam noch vor dem Grabe, und nur ein langsames, beinahe schmerzloses Hinschwinden führte sie unvermerkt an die Ufer des Lebens hinab, wo sie noch einige Blumen pflücken sollten.

Indessen sie hatten gelitten, hatten Erfahrung gewon-

nen, und vor ihren Augen verschwand erblassend das Prisma, welches die ganze Welt in Purpur gekleidet hatte.

Sie sahen sich um . . . . und verschwunden war das Paradies, ... sie sahen Thränen, Verbrechen, Schmerzen, Schreckenszustände, zu deren Abhülfe sich ihre ohnmächtigen Hände vergebens ausstreckten. Das menschliche Elend, dessen Bedeutung sie jetzt erst kennen lernten, erhob sich gleich einem finstern Schreckbilde und breitete einen Trauerschleier über die ganze schöne Erde.

„Die Menschen leiden (sagten sie), die Thiere leiden, Alles, was da athmet, leidet oder wird leiden — hier ist nicht gut sein, — hier ist die Heimat der Leiden!“ und sie wünschten nicht mehr zu leben — außer (dachten sie), um ein wenig trösten und helfen zu können. „Aber was wir können, ist ja so gering!“ und ein wehmüthiger Blick des Gedankens umfaßte das Erdenrund.

Um diese Zeit begann ein guter, aufgeklärter Geistlicher ihnen in der Religion, auf die sie getauft waren, Unterricht zu ertheilen. In ihren engelreinen Seelen wuchs, wie in der guten Erde, von der das Evangelium spricht, die himmlische Saat empor und trug hundertfältige Frucht.

Ihre Blicke klärten sich allmälig, wie es Licht in ihrem Innern wurde, auf; sie senkten sie zwar noch oft zur Erde und seufzten: „Diese Welt ist nicht gut,“ aber erhoben sie bald strahlend zum Himmel in dem freudigen Gefühle: „Es gibt eine bessere!“

Immer mehr erhellte sich die Nacht, die sie eine Zeit lang umgeben hatte, und herrlich war der Weg, der sich ihnen in dem Glanze eines überirdischen Lichtes eröffnete. Dorthin richteten sie ihre Blicke, dorthin alle ihre Hoffnungen, alle ihre Sehnsucht. Die Ahnungen der Ewigkeit durchbebten sie, und indem sie einander mit seligem Lächeln anblickten, flüsterten sie: „Wir sind unsterblich.“

Als sie zum ersten Male das Abendmahl genossen hatten, war nur Friede in ihren Herzen, und der Glanz ih-

rer Augen jetzt nur ein schwacher Widerschein ihrer innern Klarheit.

Eine Sorge, nur eine einzige blieb ihnen noch, und diese äußerten sie oft leise unter süßen Thränen, wenn sie knieend die ewige Quelle des Lichtes anbeteten. „O unser Gott (sagten sie), wenn einst deiner Liebe Kraft uns so umstrahlen und durchdringen wird, wie jetzt dieses herrliche Abbild derselben, wie — o wie werden wir dir danken können?"

So verfloß der Sommer, während die Engel heiter und ergeben Tag für Tag Blume um Blume, die Krone des Lebens ablegten.

Es näherte sich der Herbst; — mit ihm zugleich die irdische Verwandlung der Zwillinge. Die Nächte gingen für sie schlaflos vorüber. Wenn es möglich war, brachten sie sie in der freien Luft hin, wo ihre beengte Brust leichter athmete, und die feuchte Kühle das Fieber milderte, das in ihrem Blute brannte.

Während die Augustnacht mild und ruhig die schweigende Natur in trübe Dämmerung einhüllte, brannten dort in den Seelen der sterbenden Geschwister die klaren Fackeln der Hoffnung und der Freude.

Ich habe sie gehört, jene Worte, habe sie gesehen, jene Blicke voll von Unsterblichkeit — für welche schon keine Nacht mehr vorhanden war. — Und nachher erschien mir noch lange Zeit Alles im Leben bleich und farblos.

Der Herbst war gekommen. Matt sanken die schönen Köpfe der Zwillinge auf die Kissen, welche man auf dem Sopha, von dem sie sich nicht mehr aufzurichten vermochten, um sie bettete. Wer sie liebte, zählte schon die Sekunden.

Selbst leidend, suchten Ellna und Eduard noch die Trauernden, die sie verlassen sollten, zu trösten und aufzuheitern. „Wir werden über Euch wachen (sagten sie), wenn wir Engel geworden sind; wir werden Gott für Euch anflehen."

Liebevoll blickten sie auf Alle, als sie nicht mehr zu reden vermochten, und als ihre müden Augenlider zufielen, lächelten sie segensreich.

In der letzten Zeit schlich sich noch eine störende Unruhe in ihre Herzen. Sie fürchteten, sie möchten nicht zu gleicher Zeit sterben, — nicht zusammen emporschweben zu jener Heimat des Lichtes, des Friedens und der Wonne, wohin sie sich allein sehnten.

Neben einander sitzend, bewachte eins im Antlitze des andern mit geheimer Angst die Fortschritte der Krankheit. „Wie klar strahlen Deine Augen," sagte Eduard zu Ellna, „Dein Gesicht hat nichts Irdisches mehr. Es scheint mir, als könntest Du jeden Morgen strahlende Schwingen ausbreiten und zu dem klaren Himmel weit, weit von mir emporschweben!" Und sie um den Leib fassend, preßte er sie mit aller Macht seiner schwachen Kräfte an sein Herz. Ein andres Mal war es Ellna, welche mit bebender Stimme sagte: „Eduard, wie eingefallen sind Deine Wangen, wie erloschen Deine Blicke, o sieh mich an, sieh mich an! Dein Athem wird schwächer, er steht still.... laß mich Dir von dem meinigen mittheilen .... ich habe noch genug für uns Beide!" und mit matten Händen den Kopf des Bruders erfassend, suchte sie ihm unter Küssen etwas von dem schwachen Lebenshauche, den sie noch in ihrer Brust fühlte, mitzutheilen.

So suchten die sterbenden Geschwister einander gleichsam zurückzuhalten, während sie fühlten, wie sie von einer mächtigen unsichtbaren Hand schnell fortgeführt wurden.

Freunde, Bekannte, — Alle, welche die Engel gekannt und geliebt hatten, versammelten sich um sie. Wie auf einen Altar wurde in ihre Krankenstube Alles dargebracht, was man ihnen angenehm und erfreulich glaubte. Man gab ihnen nicht, nein, man opferte ihnen gleichsam Blumen, Früchte, nebst herzlichen Wünschen, aufrichtigen Thränen, die von den Zwillingen mit dankbarem Lächeln

und jenem Versprechen, „wir werden bald für Euch beten!“ erwidert wurden.

Man schaffte Harfen in die an die Krankenstube anstoßenden Zimmer, und spielte und sang sie oft in stillen Schlummer. Betrachtete man sie in diesem Augenblicke, wo die Seele in der geistigen Welt der Träume einen freieren Aufschwung nimmt, nicht mehr Zeit und Raum mißt, sondern auf leichten Schwingen über wunderbare Länder hinschwebend, ein Vorgefühl ihres zukünftigen freieren und schöneren Daseins hat, dann sah man an dem unbeschreiblichen Ausdrucke in ihren ruhenden Zügen, daß sie weit, weit von der Erde entfernt waren, und daß für sie der Seligkeiten Ewigkeit schon gekommen war.

An den Abenden sagten sie zuweilen zu einander unter sanftem Lächeln: „Werden wir morgen im Himmel erwachen?“

Während einer stürmischen Oktobernacht senkte sich der Schlaf ungewöhnlich still und mild auf die liebenden Engel herab. Jeden Schlag der Uhr zählend, wachten Mutter und Freunde in der stillen Stube.

„Wie gut sie schlafen!“ flüsterten Die, welche sich zu reden getrauten; „es schlägt zwölf, — seht wie sie in lieblichen Träumen lächeln! Der Morgen graut, sie schlafen noch! Der Sturm hat aufgehört, der Himmel klärt sich auf, der Tag bricht schön heran, noch schlafen sie; — hört, sie seufzen, ... oder war es der Wind, der vor den Fenstern vorbeifuhr?“

Die Sonne geht auf, freundlich schimmern die goldenen Strahlen auf die Engelsgesichter der Zwillinge. Sie schliefen nicht mehr, ... sie waren erwacht, ... aber im Himmel! Reine Flammen, von demselben Funken entzündet, die vereint gebrannt hatten, sollten sie jetzt auch zugleich hier auf der Erde erlöschen!

Sie waren irdische Engel gewesen, himmlische sind sie jetzt; und wenn ein unerwarteter Trost, eine unerwartete

Freude einen Betrübten und Niedergedrückten erquickt, so sagt er: „Sie haben für mich gebetet."

Und ihre Mutter, ihre arme Mutter?

Seht ihr bei der Ringmauer des Kirchhofes jene weibliche Gestalt, die dort auf einem Steine so unbeweglich wie dieser selbst sitzt? Nachlässig fallen Locken ergrauten Haares über ihre Schultern hinab, der Wind spielt mit ihren zerfetzten Kleidern. Sie ist alt und erstarrt, aber nicht blos durch den Einfluß der Jahre. Geht nicht kalt vorüber, — schenkt ihr eure Theilnahme; — sie wird euch nicht lange mehr beschwerlich fallen .... seht ihre Krücke .... ihre erlöschenden Augen, den Schmerz um den schweigenden Mund! Warum sitzt sie hier .... weil sie nicht anderswo sein kann .... sie ist, wo ihr Herz auch weilt, beim Grabe ihrer Kinder. Die Trauer über sie hat das Licht ihrer Augen und ihres Verstandes getrübt. Sie merkt nicht, wie das Herbstlaub rings umher abfällt, sie fühlt nicht wenn Frühlingswinde den Schnee auf dem Grabe schmelzen; aber alle Tage geht sie dahin, und des Sommers Wärme, des Winters Kälte finden sie dort gleich still, gleich gefühllos. Niemand, der sie kennt, spricht mit ihr, und sie spricht mit Niemandem. Sie hat jedoch ein Ziel, sie wartet .... auf was? .... auf den Tod! Viele Jahre hindurch hat sie rings umher Gräber sich öffnen und in ihren stillen, friedlichen Schooß ermüdete Wanderer aufnehmen sehen; aber noch sitzt sie eine Todte unter den Todten und wartet.

Am 1. April.

Seid mir gegrüßt, sanfte Lüfte, die ihr den Winterschnee fortschmelzt; sei gegrüßt, glänzende Frühlingssonne, die du mit Wärme und Leben in den Staub der Gräber eindringst! Von der Heimat der Todten, von dem stillen Kirchhofe habe ich heute das Leben begrüßt. Ich liebe diesen friedlichen Ort, wo das unruhig klopfende Herz, wo Alles zur Ruhe kommt. Auch ich fühle in einer Brust, welche die Zeit noch nicht hat här-

ten können, den unruhigen Gefangnen, der bald in Schmerz, bald in Freude so unruhig und heftig schlägt, und es thut mir wohl, wenn ich daran denke, daß einst unter den ruhenden Herzen auch meins sein wird.

Die Lerchen sangen in der klaren Luft über den Bäumen am Grabe der Zwillinge. Dort saß die Mutter wie früher still und unbeweglich auf dem Steine. Ein säuselnder Wind fuhr über den Kirchhof, ich sah einen Schauder ihren Körper durchzucken. Ich näherte mich ihr, sie neigte den Kopf gegen eine der Linden am Grabe und lächelte still. Ich sah mit Freuden, daß auch ihre Prüfungszeit zu Ende war . . . . daß sie nicht mehr wartete!

Ihr schönen Blumen des Lenzes, jetzt wo die Maisonne euch aus der verjüngten Erde heraufruft, bedecket und schmücket herrlich das Grab, welches nicht mehr von bittern Mutterthränen benetzt wird!

Schöne Maiblumen, sanftes Frühlingsgrün, wachset über den Hügel,

„So wie die Narbe wächst über geschloßne Wunden!“

(Tegnér.)

IV.

Die Einsame.

Wir erblicken manchmal an einem sterilen, wilden Orte eine schöne, einzeln stehende Blume, welche dort von unfreundlichen Umgebungen umringt und abgesperrt, sehnsüchtig, aber vergebens die Sonne sucht, an dessen Licht sich tausende ihrer glücklichern Schwestern erfreuen, das aber der kahle, überhangende Felsen nicht zu ihr dringen läßt. Erblassend und kraftlos beugt die Blume allmälig das Haupt zur Erde, das dazu erschaffen war, sich nach oben zu erheben, und verbirgt zuletzt ihr hinschwindendes Wesen unter den düstern Umgebungen, die an ihrem Schicksale Schuld sind.

Unser Auge, das durch einen Zufall die Einsame entdeckt hat, ruht auf ihr mit einer Art von Mitleid, während der Gedanke fragt, wozu und warum sie selbst so ohne Freude und Niemandem zur Freude dastehe? Diese unfreiwilligen Eremiten der Blumenwelt haben ihr Abbild in einer höheren Sphäre, und etwas von ihnen glaube ich in Derjenigen wiederzuerkennen, deren Hand folgende Gedanken und Züge aus einem nicht von vielen Sonnenblicken erheiterten Leben aufgezeichnet hat.

Es ist kein genaues Tagebuch, kein witziges und interessantes Journal; das sie geschrieben hat, — ach, ein solches schreibt man nicht, außer in der stillen Hoffnung, daß ein vertrauter Freund einst die Zeilen, welche das Andenken an unsere Schicksale und unsere Gefühle be=

wahren, durchsehen und über unsere Sorgen seufzen, über unsere Freude sich freuen, über unsere Einfälle lächeln, mit uns lieben und verabscheuen, mit einem Worte — mit uns fühlen und sich dadurch inniger mit uns vereinen werde; — nein, — verwitterten Blättern gleich, welche der Herbstwind vom Baume schüttelt und über den Boden hinstreut, werden ihre untergeordneten Gedanken, — sowie sie aus Gefühlen, die in keiner lieben Brust auf Erden mehr Widerhall zu finden hofften, entsprungen sind

---

Am 17. Mai.

Es ist Frühling! . . . . Von meinem Fenster aus sehe ich die Wolken, von frischen Lüften gejagt, wie glänzende Schwäne in dem klaren Blau dahin segeln; noch über ihnen sehe ich den Adler fliegen, immer höher und höher empor zu den Bahnen des Lichtes. Ach, könnte ich es machen wie sie! — ich möchte warme, Leben spendende Frühlingsluft fühlen! Wie eng und schwül ist es hierinnen, wie frisch und herrlich dort in der Ferne, wo Morgenröthe steht! Ich wollte . . . . ach, weiß ich wol recht was ich will?

Heimliche und dunkle Sehnsucht,
Aus der Seele tiefen Gründen
Wie ein Nebelbild entstiegen,
Das gejagt von stillen Winden
In die weite Ferne hinschwebt,
Ziehst du fern, ziehst du fern
Gegen nie geschaute Küsten.

Ueber des Lebens Rosengärten
Und der Hoffnung grüne Haine
Fährst du hin; die ganze Erde
Hüllst du ein in's finstre Bahrtuch,
Gleich der Seele, die vom Heimweh
Schwindet hin im fremden Lande
Und dort keine Blumen sieht.

Mächtig greifst du meine Sinne,
Lässest meine Thränen fließen
Von nie gekanntem, süßem Schmerze,
Und mein Herz — ach, wie es klopfet!
Das Gefängniß will es sprengen,
Will hinaus zu Licht und Wärme,
Sehnt zur andern Heimat sich.

Dort, wo aus des Ostens Flammen
Sich der Tag so strahlend hebet,
Dort, wo in des Westens Wogen
Er die goldne Fackel senket:
Dorthin wollt' ich, dorthin sehn' ich,
Dorthin treibt's mich hinzufahren
Über Land und über Meer.

Adler, der so stolz sich schwinget
Zu des Lichtes goldnem Kreise;
Leichte Wolk', die sanfte Lüfte
Tragen in dem freien Raume,
Saget, ist dort in der Ferne
Alles wol so klar und herrlich,
Herrscht dort Freiheit nun und Frieden?

Auf der Flammenbahn der Sonne
Möcht' ich, Adler, mit dir fahren!
Wolk'! ich möchte mit dir schweben
Zu des Abends Purpurufern,
Und auf sanften Ufern schaukelnd
Voll von unnennbarer Wonne
Selbst mein Wiegenlied dort singend!

So ich rief: — Zum Felsenneste
Senkt den Flug herab der Adler;
In den Raum verschwand die Wolke.
Einsam stand ich. Mit meiner Klage
Spielt' der Wind, wie mit den trüben
Tönen aus der Aeolsharfe,
In der Luft sie bald verklingen
Ohne Rückhall, ohne Antwort.

Ich habe von Eispalästen reden hören, und lebe selbst in einem moralischen Eispalast. Der Graf und die Gräfin, meine gnädigen Gönner, sind Statuen von Eis, — und ich — ich bin ein armes flackerndes Flämmchen, angezündet in einer der Lampen im Salon des Schlosses, welches allmälig von Frost und Eishauch erlischt.

O es müßte doch unbeschreiblich schön sein, zu fühlen, zu lieben, zu leben, mit einem Worte: — zu lieben. — Ich habe noch niemals etwas Anderes als meine eigenen flüchtigen Ideale geliebt. Niemals werde ich sie auf der Erde verwirklicht sehen!

Ich werde heute zwanzig Jahre alt; — wer kümmert sich darum? Wer reicht mir in meiner Blütenzeit eine Blume? — Ach!, wenn sich Niemand darüber freute, daß man geboren worden, so könnte man wol wünschen, es wäre nie geschehen.

Eines Vaters und einer Mutter Liebkosungen, ich hätte sie mit meinem Leben erkaufen mögen; wer nie ihre unschuldigen Wonnen erfahren, war vom Eden der Kindheit ausgeschlossen.

Wenn ich in Romanen oder Theaterstücken von Kindern lese, die bei schon reiferen Jahren ihre Eltern, die sie längst verloren geglaubt hatten, wiedergefunden haben, so nehme ich daran mit einer innern Aufregung Theil, die mich außer mir bringt .... ich rufe: Vater! Mutter! — strecke meine Arme aus und weine .... und dennoch weiß ich, daß die meinen für immer schlafen.

Alle Menschen, die ich kenne, haben Etwas in der Welt, wofür sie sich interessiren, an dem sie hängen. Man hat Eltern, man hat Kinder, Geschwister, Ver-

wandte; Freunde, oder im Nothfall einen Hund, eine Katze, einen Vogel, kurz irgend ein Wesen, für das man lebt, dem man nützlich ist, und das die Sorgfalt und die Zärtlichkeit, welche man ihm erweist, mit Hingebung vergilt. Oder man hat eine Beschäftigung, ein Ziel, Etwas mit einem Worte, das die Gegenwart belebt und die Zukunft öffnet.

Ich wundre mich bisweilen recht sehr darüber, wozu und warum ich geboren ward. Wenn ich die Gräfin darüber befragen wollte, so würde sie antworten: „Um für mich zu nähen, bei der Hand zu sein, wenn ich mit meiner silbernen Glocke klingle, mir bei meiner Toilette zu helfen, am Abend die vierte Person bei meiner Bostonpartie zu sein, — und außerdem um meine Geduld zu üben.“ Gütiger Himmel! bin ich zu stolz, wenn ich ein solches Ziel niedrig und erbärmlich finde?

Einige Menschen haben ein Interesse im Leben, um das ich sie nicht beneide — nämlich mit einander zu hadern. Das ist das Vergnügen des Grafen und der Gräfin, sobald sie sich am Tage treffen; oder ich glaube, sie suchen einander nur deshalb auf, um sich diese Erquickung zu verschaffen. Nur darin stimmen sie überein, daß sie mir mit Strenge das geringste Versehen vorwerfen.

Wäre ich vom Schicksale in die Lage versetzt, über Andere zu walten — z. B. an die Stelle der Gräfin — wie würde ich mich in den Vorwürfen und Zurechtweisungen, die ich meinen Dienern und Untergebnen, besonders denen, die in meinem Hause sich aufhalten, zu geben genöthigt sein könnte, vor Strenge und Härte hüten! Ihre Versäumnisse wären im Ganzen für mich so gering, vergleichungsweise so ganz unbedeutend; denn wenn sie mir

auch einige kleine Unbequemlichkeiten verursachten, — so könnten sie doch weder die Ruhe meines Herzens stören, noch mir schmerzliche Thränen kosten — noch mein Gemüth niederdrücken und belasten; während wiederum meine Härte gar zu leicht den Fehlenden alle jene Uebel könnte fühlen lassen. Eine der großen Aufgaben des Lebens ist es, Andern keinen Schmerz zu verursachen und selbst die spitzfindigsten Schlußfolgerungen können Demjenigen, der das Herz eines Mitgeschöpfes verwundet hat, nicht zur Entschuldigung gereichen. Auch um ihrer selbst willen sollte die Gebietenden Güte und Nachsicht gegen ihre Untergebnen sein. Man wird oft in Kleinigkeit besser bedient, wenn man mehr gefürchtet und weniger geliebt ist; aber wie klein ist dieser Gewinn gegen den Verlust, wie es sich bei allen vorfallenden wichtigern Gelegenheiten kund gibt. Da zeigt sich bald der ergebene Diener als ein Freund und der nur aus Furcht gehorsame als ein Feind.

Jeden Abend von sieben bis zehn Uhr mit drei Personen Karte spielen, die wie der Graf, die Gräfin und der alter Präsident M. sich unaufhörlich über Spiel und Marken (denn wir spielen nicht um Geld) herumzanken, ist ein tödtender Zeitvertreib. Die Könige und Honneurs des Kartenspiels sind für mich wirkliche Freudenmörder. Diese Abendbeschäftigung läßt mich noch unerträglicher empfinden, wie der ganze Tag für mich dem Passen im Boston ähnlich ist.

Armes Vöglein mit gestutzten Flügeln! Vergebens suchst du dich nachzuschwingen — du kommst nicht empor — du fühlst, wozu du geschaffen bist, — du möchtest dich wie deines Gleichen, in dem reinen, sonnigen Aether baden; wie sie deine luftige Freiheit besingen — und du bist an den Staub gefesselt. Peinlich, peinlich ist deine Lage. So ist auch die Lage des Menschen, der mit dem Ideal der Vollkommenheit und Glückseligkeit in

seiner Brust, in die Fesseln der Mittelmäßigkeit gelegt, sehnend umhergeht, sehnend strebt, streitet, sich abmüht, hofft und verzweifelt und zuletzt unter der unbeweglich lastenden Hand des Schicksals niedersinkt. Mit tausend edeln Wirkungskräften in seiner Seele sieht er jeden Weg zur Bildung, zur Wirksamkeit für sich verschlossen . . . .

Ungeduld ist ein peinliches Gefühl. Um weniger zu leiden, lasset uns geduldig sein.

Wenn ich nur irgend etwas Gutes thun könnte, so würde ich nicht klagen. Aber ich kann — nichts, nichts thun. Um außerhalb der Mauern eines Gefängnisses doch völlig gefangen zu sein, muß man Frauenzimmer, und außerdem wie ich arm und abhängig sein. Ich weiß, daß ich hierin viele Schicksalsschwestern in der Welt habe. O meine armen Freundinnen! wie gern möchte ich euch trösten können! Aber ach, auch ich bin eine verschmachtende Pilgerin in der Wüste — ich möchte euch einen erquickenden Trunk reichen — und habe selbst keinen Tropfen frischen Wassers.

Wenn man einen einzigen Schmerz tief empfunden hat, so versteht man alle andere Leiden.

Ich sehe zwei Gemälde, zwei Seiten des Lebens — die einander so unähnlich, wie Tag und Nacht sind. Auf dem ersten, welches Leben, welche Farbenpracht! Die Altäre der Liebe und des häuslichen Glückes stehen da mit ewig frischen Blumen umkränzt. Unter dem Schatten von Lobeeren und Palmen üben die schönen Künste ihre wonnevollen Spiele und aus der herrlichen, wechselsreichen Welt, die sie umgibt, trinken sie frei den Nektar der Begeisterung. Zu sonnigen Höhen gehen die Wissenschaften ihren genußreichen, ruhigen Weg. Alles lebt, bewegt sich, steigt empor, geht vorwärts, wird klarer, lauterer, bedeu=

tungsvoller. Aus der Ordnung, der Schönheit und dem Reichthume des größeren Ganzen entwickeln sich alle kleineren Theile in der Fülle des Lebens, der Anmuth und Freiheit. Nichts ist niedrig, kraftlos, schwer. Im Gegentheil, Alles ist groß, reich und zeigt auf Unsterblichkeit hin. Selbst das Unglück hat Glanz; es hat seine Ehre, seine Siegesgesänge. Die Blitze des Gewitters und einer klaren Sonne ruhige Pracht erleuchten wechselsweise die Scene und verleihen ihr beständig Majestät. — Das zweite Gemälde — sieh einen trüben, nebligen Herbsttag, — sieh müde Wandrer, welche auf einer wilden, steinbesetzten Haide eine Ruhestätte suchen. Sie wollen Feuer anmachen, um sich zu erwärmen, aber ein sachter, eisig durchdringender Staubregen löscht die Flamme und zuletzt jeden noch in der Asche glimmenden Funken aus. Sieh das Elend so Elend werden, daß es das Mitleid mit sich selbst verliert, siehe wie das Unglück den Unglücklichen gegen Andere, die eben so unglücklich wie er sind, verhärtet. Sieh den Ueberdruß, die Lebensmüdigkeit . . . . siehe . . . . ach nein, sieh es lieber nicht! . . . . schließe, wenn es dir möglich ist, die Augen, du, dessen Lebensbühne diesem Gemälde gleicht. Nebel und Wolken, die ihr euch über uns hinwälzt, — ach, senkt euch tiefer herab und verbergt uns die Schrecknisse, welche uns umgeben, und unsern öden schauerlichen Weg.

Jahre um Jahre gehen langsam vorüber. Für mich sind sie alle trüben Herbsttagen ähnlich.

Vorwürfe! weshalb? ich verdiene sie nicht. Ich klage ja nicht. Keine Äußerung der Unzufriedenheit, kein Murren entschlüpft meinen Lippen. Ich bin dankbar für den Unterhalt, den man mir gibt — (aus Barmherzigkeit sagt man). Ich bin gehorsam, ergeben, ich suche Alles, was man von mir begehrt, zu erfüllen. Aber ich bin nicht heiter, sagt man, nicht munter, ich lasse den Kopf immer hängen. Ach, wenn ich fröhlich aussehen soll, so gebe

man doch meinem Herzen einige Freude! Ich habe jedoch um Denen, welchen ich Gehorsam schuldig bin, zu willfahren, vor dem Spiegel die Miene einzustudiren gesucht, welche meinem Gesichte den heitersten, zufriedensten Ausdruck verleihen könnte. Zuletzt mußte ich bei der Betrachtung dieses trübseligen, erzwungenen Lächelns recht bitter weinen.

Ich las neulich in einem Buche — einer Art moralischen Gesundheitslehre voll guter Rathschläge gegen die Krankheiten der Seele: „wenn deine Lage zu drückend ist und du dich in ihr unglücklich fühlst — so verändre deine Lage." Wäre man wol unglücklich, wenn man dies könnte?

Ach, ich bin von vornehmer Geburt, und die stolzen entfernten Verwandten, welche nach dem Tode meiner Eltern die schon in der Wiege Verwaiste aufnahmen, haben über mich die Rechte von Eltern, obgleich sie mir niemals deren Zärtlichkeit erwiesen haben. Aber sie haben sich doch meiner angenommen. Ich muß ihnen ergeben oder undankbar sein, ich habe keine andere Wahl. Außerdem, wo sollte ich hin?

Mich verheirathen — und mit M.? — Niemals! Ich bin nicht romanesk, aber Achtung und Freundschaft muß ich gegen meinen Mann hegen können, wenn ich in der Ehe einen Schatten von Glück finden sollte. M. ist geizig, hat ein hartes Herz und ist stets übler Laune; — Eigenschaften, die für ein Weib, welches ein Herz hat, unerträglich sind. Überdies sucht er in mir nicht eine Freundin, nicht eine treue Gefährtin in Freud' und Leid, nicht eine liebevolle Gattin — sondern nur eine Haushälterin — und Jemand, der ohne Murren seine Launen und Eigenheiten ertragen muß. Und ich sollte einen solchen Mann nehmen, nur um verheirathet zu werden — nie, niemals! Dazu bin ich zu gut, — fühle meinen weiblichen Werth zu sehr und kann und werde nie (mögen

Andere thun, was sie wollen) mich selbst als eine Handelswaare betrachten. Herzlich beklage ich Diejenigen, welche in einer Lage wie die meinige, nur um diese zu verändern, Anerbietungen annehmen, die im Sinne der Welt gut genannt werden, in der Wirklichkeit aber des Nothwendigsten zu einer glücklichen Ehe — nämlich alles Dessen, was das Herz veredeln und beglücken könne — entbehren. Früher oder später erfahren die Verblendeten, daß sie nur ein größeres Leiden gegen ein geringeres eingetauscht haben.

Feurige, warme Seele müssen in der Ehe das höchste Glück oder Unglück finden.

Hassen muß ich Alles, was niedrig und verächtlich ist. Ich fühle, daß ich M. würde hassen können, und weiß nicht, wie elend und verächtlich ich selbst am Ende als sein Weib hätte werden können. Ich erinnere mich, einst einige Verse von Haug gelesen zu haben, die mit einer kleinen Veränderung sich auf meine Gedanken anwenden lassen:

Er.

O, Weiber, Engel seid als Bräute Ihr
Und werdet nach der Trauung — Teufel schier.

Sie.

Erklären läßt sich dies wol gar nicht schwer:
Die Hölle finden wir, und nicht den Himmel mehr.

Im Originale ist *sie* die Anklägerin und *er* gibt die Antwort. Was man aber alle Tage sieht, ist, daß ein schlechter, sittenloser Mann den Charakter und das Gemüth seines Weibes verdirbt. Man beschuldigt manche Frauen der Falschheit und List; desselben Fehlers klagt man gewisse gedrückte Nationen an; die Antworten dieser wie jener enthalten zugleich die Erklärung und die Entschuldigung:

„Wir haben Tyrannen zu Herren gehabt.“

Ehe ich mich je auf solche Weise entschuldigen müßte,

will ich lieber mein freudeloses, einförmiges Leben unverändert lassen bis zu meinem Ende. Das Leben ist ja nicht so lang.

Ein Jahr ist verflossen, seitdem ich diese Worte schrieb: „Das Leben ist ja nicht so lang.“ Ach, das Leben ist doch lang, seine Minuten scheinen Ewigkeiten, wenn man leidet, wenn man von Lebensmüdigkeit niedergedrückt ist. Und müssen wir es nicht werden, wenn Alles einem ewigem Nein auf alle unsre Wünsche und Bedürfnisse gleicht?

Ich fühle es tief: um das Leben zu ertragen, bedarf ein liebendes Herz die Liebe und Zärtlichkeit seiner Mitgeschöpfe — ebenso nothwendig, wie der Leib zu seiner Erhaltung Speise und Trank.

O, das Herz, welches verurtheilt ist, ewig unerwidert zu klopfen! — Verborgenes Wesen, das ihm Bewegung gab — aus Barmherzigkeit laß es zu schlagen aufhören!

Niemals sollte man über das Unglück, über den Schmerz, den ein Anderer empfindet, streiten. Wir leiden auf so viele verschiedene Arten, und durch so viele verschiedenartige Ursachen; wir sind so ungleich organisirt, und die Verhältnisse der äußern Umstände zu unserem Innern, unsere Gefühle, unsere Fähigkeiten sind so mannigfaltig und verschiedenartig, daß es Einem fast unmöglich ist, über die Lage eines Andern zu urtheilen. Wo wir auch Schmerz sehen mögen, wollen wir ihn ehren, wenn wir nicht so glücklich sind, ihn lindern zu können!

Ich hörte unlängst eine verständige Freundin eine andere, weniger verständige — und noch weniger glückliche Freundin ermahnen: „Du hast ja kein Verbrechen begangen — Du kannst nicht Reue empfinden; — Du hast ja keine Sorgen! — Du hast ja Kleider und Unterhalt vollauf. — Worüber brauchst Du Dich denn in aller Welt zu beunruhigen? Du bildest Dir nur ein, unglücklich zu sein; verjage Deine krankhaften Gedanken, und Du wirst heiter wie ich werden! Alle Menschen haben ihre Sor-

gen. — Das Vollkommne ist uns ja nicht auf der Erde verheißen worden. — Man muß seine Vernunft gebrauchen — und sich die Grillen aus dem Kopfe schlagen, wie es Andere thun." Die auf solche Weise getröstete Freundin schwieg, sah aber trotz dem noch niedergeschlagner aus als vorher. An ihrer Stelle würde ich geantwortet haben: „Es ist wahr, von allen den Uebeln, die Du aufgezählt hast, kenne ich keins; aber mein Unglück ist nichtsdestoweniger wirklich, es liegt hier in diesem schwachen, kranken Herzen, das ich mir nicht selbst gegeben und mit welcher schmerzlichen Gabe der Himmel Dich verschont hat. Aber gerade deshalb kannst Du nicht über mich urtheilen, und es wäre ebenso konsequent, die Möglichkeit meines Kopfschmerzes abzuleugnen, weil Du ihn nicht fühlst, wie die Qual meines Herzens, weil Du sie nicht verstehst. — Du — doch wozu eine Antwort noch länger ausführen, zu der meine verständige Freundin doch nur die Achseln zucken würde? Ich will lieber im Gedanken ihre Rolle einer Trösterin übernehmen, aber sie auf eine andere Art ausführen. Ich würde zu der Leidenden hingehen und sagen: „Ruhe Dich an mir aus, wir wollen zusammen weinen!"

M. ist seit einiger Zeit verheirathet. Seine Frau ist recht unglücklich. Doch hoffe ich, daß ihre schnell zunehmende Kränklichkeit sie bald von dem schrecklichen Leben, das ihrer in einer unglücklichen Ehe wartet, befreien wird.

Ich kann keinen Augenblick am Tage dem Lesen widmen. Die Gräfin duldet es nicht, daß ich in ihrer Gegenwart lese. Deshalb verwende ich eine oder mehrere Stunden der Nacht dazu, und dies sind die einzigen, die mir einigen Seelengenuß schenken.

Manches milde und trostreiche Wort ist in diesen Stunden zu der Einsamen, Verlassenen von reinen Geistern gesprochen worden, welche alle Leiden der schwachen

Menschen in ihren gefühlvollen Herzen verstanden haben. Trostreich sind diese Worte besonders deshalb, weil sie zu dem Unglücklichen sagen: „Ich verstehe Dich!" Es ist Einem, als ob man, in einer schrecklichen Wüste verirrt, auf ein Mal den lieben Ton einer Freundesstimme hörte. Da strecke ich oft meine Hände zur Heimat der edeln Dahingegangenen empor und rufe aus: O Freund, der Du mit mir gefühlt — mit mir gelitten hast, — sende zu meiner Erquickung einen Hauch der ewigen Ruhe, welche Dir jetzt zu Theil geworden, herab." — Aber ach, kein beruhigender Hauch kommt zu uns aus dem Lande der Geister, — und vielleicht sieht uns von daher auch kein Auge. Ich glaube auch, es ist gut, daß es so ist. Um in einer bessern Welt vollkommen glücklich sein zu können, muß den Verklärten der Anblick des Elends auf dieser entzogen werden.

Aber ach, wenn dieselben Stimmen, die im Tode erlöschend, noch so durchdringend rufen: „Wir leiden!" einst aus geöffneten Wolken uns zuflüstern könnten: „Wir sind getröstet!" — wie manche bittre Thränen des Zweifels würden dann weniger fließen.

Ihr Todten! es müßte euer Geschäft sein, die Sterblichen zu trösten.

Warum gibt es in unserm Lande keine religiöse Gesellschaften, wie die, welche in andern Ländern den Unglücklichen, die ihrer so sehr bedürfen, anständige, heilige Zufluchtsstätten eröffnen? Sie könnten ja ganz gut so eingerichtet werden, daß sie in keiner Weise dem Gesetze unsrer Religion und der gesunden Vernunft widerstritten. Man lasse sie sein, was sie sein sollen — heilige Freistätten für Unglückliche, für Verlassene, — für Fehlende, welche bereuen und zum Guten zurückkehren wollen, — für alle Diejenigen, welche aus einer oder der andern Ursache in der Welt isolirt, ohne bestimmtes Ziel, ohne

Wirksamkeit und ohne Freude leben und dadurch mit jedem Tage unglücklicher und weniger unschuldig werden.

Man lasse alle diese zusammentreten und große Familien bilden, welche von weisen Gesetzen geleitet, sich ausschließlich dazu bestimmen, den Höchsten auf eine ihm angenehme Weise zu verehren — nämlich durch liebreiche, thätige Hülfeleistuug gegen alle Bedürftige, alle ungerecht Behandelte, alle Verlassene und Unbeschützte; — welcher Zweck von diesen großen Familien, die vermuthlich dem größten Theile nach aus Unbemittelten bestehen werden, nur durch vereinte und klug geleitete Kräfte gewonnen werden könnte.

Hier würden, die ohne Verwandte und Freunde sind, unter sich die heiligen und lieblichen Bande des Herzens knüpfen und Mutter, Schwester und Freundin finden können, — würden an ihrer Seite und im edeln Wetteifer mit ihnen, das verlassene Kind kleiden und unterrichten, den Kranken pflegen, den Betrübten trösten — mit einem Worte jeden Tag so leben können, daß man am Abend desselben sagen könnte: „Er war nicht verloren." Hier würde die Verirrte zur Tugend und zu Gott zurückkehren, ein neues Leben beginnen und eine neue Glückseligkeit, den Frieden der Unschuld und die ermuthigende Freude der Tugend fühlen können. Hier würde die Unglückliche, die auf Welt und Menschen erbittert ist, eine Heimat voll Liebe und Milde und gute Geister finden, deren harmonische Stimmen bald Friede und Ruhe in das verwundete Herz gießen würden. Hier würde die Edle, die in einem glänzenden Kreise ihr Herz durch die Nichtigkeit und das Elend der großen Welt beengt fühlt, herabsteigen und in dem ruhigen Schatten eines stillen, aber nützlichen Lebens wirklich groß werden. — Die Feurige, Leidenschaftliche, denen die Natur Alexander's Seele und das Geschick nur Fesseln gab, deren excentrische Kraft sie selbst und Andere verzehrt, würden hier ihre Flammen auf den Altären der Andacht und Wohlthätigkeit brennen las-

sen und im Genusse freiwilliger Entsagungen fühlen, daß einer Heiligen dornenbesetzter Kranz ein höheres, ein schöneres Ziel des Strebens ist, als weltliche Größe, als die Lobgesänge der Welt und jener Ruhm, der dennoch nicht zu den Sternen hinaufreicht. Hier würden alle von der Natur, dem Glücke oder der Welt stiefmütterlich Behandelten wie von einer himmlischen Mutter umfaßt werden, die von mildem Ernste und reiner Liebe erfüllt ihre Kinder durch ein stilles, glückliches und tugendhaftes Leben zu der ewigen Heimat führen würde, wo Liebe, Wahrheit und Glückseligkeit erst ihre Urbilder finden. O schönes und seliges Leben — edle Stiftungen, — unschuldige, liebe Träume — möchtet ihr einst verwirklicht werden!

Ich habe zuweilen eine Regung von Bitterkeit; die suche ich zu überwinden; — von Neid, die suche ich in ihrem ersten Aufkeimen zu ersticken. Aber ach, wie viel kostet es nicht, sich gut und mild zu erhalten, wenn täglich und stündlich tausend Kleinigkeiten wie stechende Nadelstiche zu Misvergnügen und Unwillen reizen. Ich würde auch nicht Kraft dazu haben, wenn nicht manchmal ein einziges Gebet um Stärke und Geduld sie meiner Brust verliehe; wenn nicht manchmal das Lesen eines guten Buches in meiner Seele Betrachtungen hervorriefe, welche sie über die Nichtigkeit dieser Welt erheben. Aber ach, sie sinkt wieder!

Wenn ich doch etwas frische Luft einathmen könnte! Die Sonne scheint so prächtig — die Luft ist so klar — der Schnee so weiß! O wenn ich auf einige Augenblicke auf dem Lande sein, die dunkelgrünen Wälder sehen und ihr Sausen hören könnte, — durch schneebedeckte Ebenen eilen, in der klaren leichten Luft athmen, mit einem Worte die freie Natur sehen und mich selbst frei fühlen könnte — wie glücklich würde ich sein!

Hätten nicht Illusionen, die bezaubernden, trügerischen Sirenen, die feurige Phantasie meiner ersten Jugend erfüllt — hätte ich nicht vom Schicksal so viel begehrt; so würde ich das kalte Leben, welches mein Loos geworden, besser ertragen können. Jenes frühzeitige Romanlesen — wie viel Gift legt es in junge Gemüther nieder! Welches siebzehnjährige Mädchen, das von der Natur mit nur gewöhnlichen Reizen begabt worden, — das ein warmes Herz hat (und welches Herz ist wol kalt bei siebzehn Jahren?) und das Romane, Theaterstücke und ähnliche Dichtungen liest — sieht nicht mit voller Gewißheit in sich selbst die einstige Heldin in einem Romane, einer Dichtung, ja sogar in einem Trauerspiele. — Der Tod einer tragischen Heldin ist so furchtbar schön, so erhaben, so bewundert, so beweint, daß er ganz beneidenswerth erscheint; und zuweilen beweint die junge Leserin mit unbeschreiblich schmerzlicher Wonne in dem von der Hand des Geliebten gemordeten Mädchen sich selbst und ihr eignes erhaben rührendes Geschick in der Zukunft.

Jetzt tritt das junge Mädchen in das Leben hinaus und erwartet mit gespannter Ungeduld dieses voll Liebe, voll großer und schöner Handlungen und reich an Gefühlen und Ereignissen sich um sie bewegen zu sehen, — und findet — oft nur was ich gefunden habe, Armuth in Allem, und möchte fast glauben, daß eine feindselige Fee den reizenden Zauberpalast plötzlich in ein schauerliches, fürchterliches Gefängniß verwandelt habe.

Ihr prachtvoller, entflohener Morgentraum hat ihr den ganzen Tag verbittert.

Wäre ich Erzieherin, so würde ich vor allen Dingen meine jungen Zöglinge vor Dem zu bewahren suchen, was von vorn herein die Einbildungskraft aufregen und erhitzen könnte. Ich würde sie auf jegliche Weise daran zu verhindern suchen, das Leben mit Blumen, die es nicht besitzt, zu schmücken, damit sie einst die wenigen, die es

wirklich hat, mögen pflücken können. Deshalb, meine kleinen Freunde, müßtet ihr frühzeitig arbeiten, eure jungen Kräfte an Dem üben, was euch nahe liegt und innerhalb eurer Sphäre gut und nützlich ist; seid ihr älter geworden, so müßt ihr noch mehr und zwar mit Aufmerksamkeit und Eifer arbeiten, — dürft nie über das Leben träumen, sondern müßt es anwenden und zu gleicher Zeit genießen. Manche Erwachsene gleichen dem Kinde, welches weinte, weil es den Mond nicht bekommen konnte; es sind Diejenigen, welche frühzeitig angefangen haben, das Glück in den Wolken zu suchen.

Oftmals, wenn ich erzählen höre, wie für Den oder Jenen eine frohe Veränderung, ein unerwartetes Glück eingetroffen sei, — wenn ich sehe, wie der Frühling auf den Winter folgt und ihn vergessen macht, wie Sonnenschein auf Regen, Ruhe auf Sturm folgt; — so erwacht in mir ein freudiges Gefühl und ich denke: Alles verändert sich, Alles wendet sich auf der Erde, wie die Erde selbst; auch für mich wird wol einst eine Veränderung eintreffen! Die Hoffnung ist eine Quelle, deren geheime und verborgene Adern ewig in der Menschenbrust quellen.

Wenn ich aber von fehlgeschlagenen Hoffnungen, von nie erfüllten Wünschen, von Gefangenen auf Lebenszeit reden höre, dann sinkt mein Muth und ich frage mich: weshalb sollte es denn mir besser als so vielen Andern ergehen?

Entschlummert, ihr Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, entschlummert und laßt mich in Ruhe!

Das Interesse an sich selbst und seiner ganzen Umgebung zu verlieren, ist zwar eine traurige, aber zuletzt doch immer eine Art Ruhe.

Ihr sagt, das Land sei schön, das Leben daselbst sei angenehm, daß Ihr glücklich, daß Ihr geliebt seid. Ich glaube es, ich glaube es; um so besser für Euch, aber was hilft das mir?

Nein! und würde ich auch meine Entbehrungen tausendmal tiefer empfinden, so will, so werde ich doch nicht für das Glück meiner Nächsten kalt oder gleichgültig werden. O liebt euch, genießet und freut euch! Möge Alles bis zum kleinsten Wurm vor Freude zucken und nur ich, nur ich keine besitzen; ich werde dich preisen, Gott der Güte!

Auch er, der mir so groß und gut scheint, er, das würdige Abbild der Gottheit auf Erden — möchte er glücklich sein! — möchte ich mit meinem Leben voller Entsagungen ihm eins voll Reichthum und Himmelswonne erkaufen!

Und wie? würde ich dann wol unglücklich sein!

Seit ich ihn sehe, ihn höre, ist einige Veränderung um mich vorgegangen. Die Luft ist klarer — leichter!

Warum klopft mein Herz, wenn ich seine Schritte, seine Stimme nur noch von ferne höre? Weshalb werde ich so peinlich verlegen, wenn er mir naht? Weshalb fühle ich meine Wangen brennen?

Seine Züge sind stolz, aber mild; sein ganzes Wesen voll von einem edeln Selbgefühl; das zeigt sich in seiner Haltung, seinem Gange, seinen ungezwungenen und anmuthigen Bewegungen; — man sieht, man fühlt es, daß er das Bewußtsein hat, auf Alle schon durch sein Äußeres einen angenehmen und imponirenden Eindruck zu machen, und gerade deshalb denkt er nie daran — und deshalb wirkt es auch um so sicherer. Die Stirne ist hoch

und frei, die Augen blitzen vor Feuer und Klarheit, leicht und edel gewölbt ist die Nase — in allen Gesichtszügen, in seinem ganzen Wesen offenbart sich die Entwickelung einer freien, kräftig schönen Natur, die in ihrem Äußern nur einen entsprechenden Ausdruck für ihr Inneres gesucht hat. Frische und Leben herrscht in seinen Reden wie in seinem Gesichte, und wenn er spricht, so fühlt man, daß die Flammen des Wahren und Guten, die aus seinen Augen sprühen, auch in seiner Seele wohnen. Seine Stimme ist zuweilen vielleicht zu stark und laut für den Ton der Unterhaltung; aber sie erhebt sich auf den Feuerschwingen des Gedankens und des Gefühls. Sie kommt aus einer Brust, in der kein einziges Gefühl erstickt oder gefesselt worden ist. Es ist die Stimme der Freiheit und scheint geschaffen, für sie zu reden. So edel, so schön von Natur und Glück begabt, sollte er nicht auch gut sein? — Ja! er ist gut — gut, wie ich mir die Engel denke. Dieses Auge, das so kalt und ruhig den Gefahren und dem Tode entgegensieht, das so trotzig und verächtlich auf den Tyrannen und die freiwilligen Sklaven blickt, — dieses Auge hat auch Thränen der Theilnahme für das Leiden eines Kindes, für den stillen Schmerz eines Weibes. Und sollte er nicht gut sein, wenn er so überlegen, so bewundert, so geliebt ist! Zum König auserkoren, würde er wol seine Krone vergessen!

Neben dies herrliche Bild habe ich des merkwürdigen Gegensatzes halber ein anderes gestellt und betrachte bald das eine, bald das andere. Dies Bild, welches sich zu dem erstern wie der Schatten zum Lichte verhält, ist mein eignes. Mein Wesen ist niedergedrückt, es verräth den Zustand meiner Seele. Meine Bewegungen sind (besonders in seiner Gegenwart) oft gezwungen und kindisch; dies kommt theils von dem Bewußtsein meiner geringen Reize, theils von einer blöden Scham, die mir eine dumme Eitelkeit wegen meines, in Vergleich mit dem Anderer meines Standes beinahe dürftigen Anzuges einflößt. Ich

wage wenig zu reden, und wenn ich rede, ist meine Stimme leise und meine Worte sind gewiß oft undeutlich, weil sie hart zum Schweigen gebracht zu werden pflegen; vielleicht auch, weil sein Adlerblick so aufmerksam auf mir ruht und er sich vorwärts neigt, um mir zu lauschen. — Meine Augen — früher hatten sie Feuer, Ausdruck und Lebendigkeit, waren klar und blau wie der Himmel, — jetzt sind sie matt, ohne Farbe und Ausdruck — sie gleichen erloschenen Flammen. Früher hatte noch mein Gesicht Leben und Frische — jetzt hat jene graugelbe Farbe, welche mein verflossenes Leben bezeichnet, sich allmälig darüber verbreitet und alle Anmuth verjagt. Ich konnte früher lachen — ich habe es verlernt. Mein Lächeln ist trübselig. Es ist ein blasses, herbstliches Sonnenlicht, das sich hastig in düstere Wolken verbirgt. Ermüdet von der beständigen Arbeit, immer erwachende Begierden nach einem helleren und freundlicheren Leben zu bekämpfen, hat sich allmälig eine gewisse Gleichgültigkeit und Kälte meiner Seele bemächtigt — ich habe das Interesse an mir selbst und meinem eignen Schicksale verloren. Ich habe allmälig meine Hoffnungen zu Grabe getragen, und eine jede hat etwas von meinem Leben mit ins Grab genommen.

Er ist gut — zu gut! Gleich der Sonne, welche mit ihrem Lichte auch die kleinste Blume erfreut, will er durch sein Feuer, seinen frischen Muth, seine Munterkeit auch mich beleben. Aber ach, die schönste Sonne kann der Blume, die, schon verwelkt, ihr Haupt zur Erde gesenkt hat, das Leben nicht wiedergeben.

Er ist sehr belesen, weit gereist, hat viel gesehen, gehört, empfunden und gedacht — es ist daher nicht zum Verwundern, wenn seine Worte inhaltreich sind. Wenn ich ihm mit Entzücken ganze Stunden still zuhöre, so ist mir, als vernehme ich eine schöne Musik, deren

reine, wechselvolle Melodien mir eine innere Welt voll reicher, unendlicher Gefühle eröffnen.

Alles wird außerdem, sowol was Sachen als Ideen betrifft, für mich klarer und bestimmter, als wenn in eine noch nächtlich dunkle Gemäldegalerie auf ein Mal der Tag hereinbräche und die Gemälde, deren Inhalt ich früher nur dunkel geahnt hatte, beleuchtete. Und wenn er, während er seine reichen, edeln Ideen entwickelt, sich zu mir wendet, mit einem Blicke, der voller Güte fragt: „Ist es nicht so? finden Sie das nicht auch?" — dann liest er wol in meinen Augen meine stille, bewundernde Antwort.

Er sprach gestern von seiner Kindheit. Von Vater und Mutter ist er geliebkost worden — auf ihren Armen — an ihrem Herzen wurde er herumgetragen, — und ich! — als ich Kind war, als ich älter wurde, jetzt noch, immer — immer wird meine liebkosende Hand, mein liebendes Herz zurückgestoßen. Wohlan denn, verstoßenes und doch stolzes Herz, höre auf, biete dich nicht ferner aus — und wenn du dennoch lieben mußt — so breche unter deinen eignen Schlägen, ehe du dich verräthst, ehe du dich der Gefahr aussetzest, aufs Neue verstoßen, verachtet zu werden . . . .

Stille Nächte, warum gewährt ihr mir nicht mehr den ruhigen, wohlthuenden Schlaf? — und du, mein Herz, warum klopfst du so?

Ein gewisses angenehmes Selbstgefühl erwacht zuweilen in mir. — Ich bin dann nicht so gering — nicht so ganz unbedeutend in den Augen Anderer. — Er erzeigt mir Achtung, ja Aufmerksamkeit — er legt Werth auf mein Urtheil, er ermuntert mich, meine Anlagen auszubilden; aber das geschieht nur aus Güte, aus himmlisch mitleidsvoller Güte. Gott segne ihn.

Es ist zu spät, zu spät, vorübergehender barmherziger Wanderer! Siehst Du nicht, daß der Frost von mehren Nächten auf der Pflanze geruht hat? Nie wird sie ihr Haupt wieder erheben.

Mein tägliches Gebet, — das, was mir am meisten Freude macht, ist: „O Gott, gib ihm Alles, was Du für gut befunden hast, mir zu entziehen!"

Welche Wonne, für Den zu beten, den man liebt! Welche Wonne ist es für mich, zu denken, daß mein Gefühl für ihn die Gestalt eines Schutzengels annehmen, eine Gefahr von ihm abwenden, eine Segnung ihm zuführen könne!

Aber nie, niemals soll er ahnen, wie sehr ich ihn geliebt habe! Niemals soll er einen verächtlichen mitleidigen Blick auf mich richten! Der würde mir ein Dolchstich sein.

Ich will diese Papiere, meine einzigen Vertrauten, verbrennen; und mein Herz soll das stumme Grab meiner Gefühle sein.

O Tod! barmherziger Tod! weshalb kömmst du nicht? Wie lieblich wäre mir nicht das Wehen deiner Labsal bringenden Schwingen!

Ich habe heute Nacht einen seltsamen, aber schönen Traum gehabt. Es war mir, als ginge ich in einem Garten voll Blumen. Es war Frühling, die Vögel sangen, der Himmel war klar, die Luft mild und rein, Alles war schön um mich her — aber ich fühlte mich nicht glücklich. Ich wandelte leise einher und sah nach Alfred, der in derselben Richtung wie ich, aber auf einem andern Wege ging, von mir getrennt durch einen kleinen Fluß, dessen

Silberwogen über einander hinhüpften und flüsterten: „Wie lieblich, wie lieblich ist es, auf kühlen Wogen zu schaukeln!"

Und ich mußte für mich selbst wiederholen: „Wie lieblich, wie lieblich!" Auch Alfred sah ununterbrochen nach mir, und es schien mir, daß unsere Blicke allmälig zu strahlen begannen.

Auf ein Mal ging er zum Ufer hinab und stieg in einen kleinen Kahn, der über den Fluß hinschaukelte und plötzlich zu meinen Füßen hielt. Alfred reichte mir die Hand zum Einsteigen. Ich wollte nicht, und weinte, ich weiß nicht recht warum. Da nahm er meine Hand und zog mich mit sanfter Gewalt neben sich in den Kahn. Ich weinte noch, fühlte mich aber nicht unglücklich.

Da begann der Kahn, wie von unsichtbaren Händen geführt, sich zu bewegen und leicht und behaglich den Fluß hinab zu schaukeln, während die Silberwellen plätschernd um ihn herumhüpften und melodisch sangen: „Wie lieblich ist es, zusammen auf kühlen Wellen zu schaukeln!" Ich weinte nicht mehr.

Alfred und ich sprachen mit einander, und was wir sprachen, entzückte uns. Wir flossen sanft dahin unter balsamisch duftenden Blumengewölben von Syringen und Rosen. Die Blumen lösten sich von ihren Stengeln und fielen auf uns herab, während Stimmen aus ihnen flüsterten: „Wie selig ist es, einander zu lieben und vereint zu sein!" und wir wiederholten unter wonnigen Gefühlen: „Wie selig!" Da kam die Nacht, aber eine Nacht ohne Dunkel, denn alle Blumen begannen in ihren bunten Farben zu leuchten, und jede Welle blickte hinauf mit einem kleinen, klar funkelnden Diamant in ihrem Gipfel. Über unsern Häuptern schwebte eine leichte Wolke, aus welcher Millionen von Sternen strahlten. Auf ein Mal sagte Alfred: „Sieh dort das Grab!" Und vor uns sah ich etwas Finsteres, Formloses, Schauerliches, wohin wir hastig getrieben wurden. Ich fühlte jedoch keine Furcht. Da berührte etwas wie das Wehen eines Flügels unsere

Augenlider, und wir schliefen ein. Aber unser Schlaf hatte schöne Träume und wir hörten nicht auf, einander zu sehen. Da war es mir, als ob ein sanfter Kuß auf unsere Lippen gedrückt würde, ein Kuß wie der, womit eine Mutter ihr schlummerndes Kind erweckt, und wir wachten auf. Eine strahlende Morgenröthe umgab uns. Wir hielten einander an der Hand und schwebten immer höher und höher in einer Athmosphäre von Rosenduft empor. Ich fühlte mein Wesen leicht und ätherisch. Jeder Funke von Schwere, von Niedergeschlagenheit, von Unbehagen war verschwunden; ich fühlte es, für immer. In einem krystallklaren See, der still unter uns lag, spiegelten sich unsere Gestalten ab, und ich fand mich so schön, daß es mich entzückte: „Jetzt erst, dachte ich, bin ich seiner würdig!" Mitten in dem hinreißenden Gefühle einer reinen und steigenden Wonne schlich plötzlich der Gedanke durch meine Seele: „Wenn dies Alles blos ein Traum wäre und ich nicht mehr im Traume, sondern in der Wirklichkeit erwachte!" Ach, freilich war Alles nur ein Traum. Ich vernahm auf ein Mal den Ruf des Nachtwächters: „Die Uhr hat eins geschlagen!" und die Klingel der Gräfin, die mich zu sich rief. Die Gräfin glaubte eine Maus in der Schlafstube zu hören und wollte mir die Rolle einer Katze zutheilen, die ich höchst ungeschickt ausführte.

Großes Unglück steigert die Kräfte der Seele, aus den Flammen der Kämpfe steigt sie zum Himmel empor. Es ist eine Apotheose, obgleich auf den Schwingen der Stürme. Aber jene stündlich niederdrückenden, zehrenden Sorgen und Unannehmlichkeiten, jener Überdruß, der Krebsschaden des Lebens und der Freude, o wie drücken sie nicht die Kinder des Staubes — noch tiefer in den Staub!

Ich hatte soeben einen Augenblick stillen Wohlbehagens. Was daran Schuld war, weiß ich nicht recht. Ich war allein, die Sonne schien in meine kleine Stube

herein, mit Vergnügen empfand ich ihre Wärme; der Schatten eines ausgeschlagenen Syringenbaums spielte im Sonnenschein auf der grünen Wand. Ich dachte an ihn, an seine Güte. Ich betrachtete eine kleine Wolke, die in einiger Entfernung von der Sonne leise vorbeischwebte, und sagte zu mir: „So wird mein Leben vorüberschleichen!“ Ja, ephemeres Geschöpf, bald wirst du nicht mehr sein, und dein Schmerz, deine Liebe werden auf Erden ebenso wenig eine Spur zurücklassen, als dies Wölkchen auf dem blauen Felde des Himmels. Ich werde nicht mehr sein; — nicht mehr leiden. Friedvoller Gedanke!

Ich bin auf dem Lande! Zum ersten Male seit vielen Jahren, und zwar durch seine gütevolle Vermittelung. Ich befinde mich in einer guten, fröhlichen und in jeder Hinsicht liebenswürdigen Familie. Hier versammeln sich beständig Leute von den benachbarten Landsitzen. Man spielt, singt, tanzt, plaudert und lacht den ganzen Tag hindurch. — Ich bin geblendet wie Einer, der aus dem Finstern kömmt und plötzlich von einem starken Sonnenlichte getroffen wird. So wie da das Auge Schmerz empfindet, — so jetzt mein Herz. Ich bin nicht undankbar — aber ich fühle mich einsam — ich bin nicht glücklich — und nie, niemals werde ich es!

Ich bin ein dissonirender Ton in der fröhlichen Harmonie, die hier herrscht; das fühle ich selbst am allermeisten.

Selten habe ich eine so liebenswürdige, interessante Person gesehen wie die zwanzigjährige Camilla. Sie und ihre guten Schwestern suchen mich auf jegliche Weise zu erheitern und zu beleben — aber sie sind — ach, sie sind zu fröhlich, zu glücklich — sie sind unschuldige Kinder des Lichts, sie haben die Geheimnisse des Schmerzes noch nicht geahnt . . . . Ich habe versucht, ihren liebenswürdigen Bemühungen zu entsprechen; aber mein Lächeln ist

wol nicht so recht fröhlich gewesen, und von den Thränen, die ich oft in meine Augen kommen fühle, ist wol eine gegen meinen Willen die Wange herabgelaufen und gesehen worden; oder mein durch Gewohnheit verschlossenes Wesen stößt sie ab; kurz ich sehe, daß sie sich in meiner Nähe nicht heimisch und in ihrer unschuldigen Lebhaftigkeit behindert fühlen, und sie würden mich sicherlich meinem trüben Selbst überlassen, wenn nicht ihre Güte und Höflichkeit sie daran verhinderten.

Ach, was soll die Eule unter den Lerchen? Sie erschrecken und ihre unschuldigen Gesänge zum Schweigen bringen? Nein, es ist besser, sie kehrt in ihr finsteres Nest zurück.

Mein Namenstag. Ich hatte es vergessen. Camilla und ihre Schwestern überraschten mich mit Blumen und Gesängen. Sie bekränzten mich, sie umarmten mich, baten mich, fröhlich zu sein — sagten, sie hätten mich lieb .... Liebenswürdige, barmherzige Samaritanerinnen, wenn auch eure sorgfältigen Bemühungen die Wunde der Leidenden nicht heilen können, so wird sie doch nie vergessen, eure Güte zu segnen.

Er wirft mir mit Milde meine Verschlossenheit vor. Er wünscht, ich möchte fröhlich scheinen. Ich will es versuchen.

Gestern Abend sang Camilla. Er stand hinter ihrem Stuhle. Als sie geendet hatte, wandte sie sich halb um, sah schüchtern erröthend zu ihm auf und fragte: „War dies nicht das Stück, welches Sie wünschten?“ Ich hörte seine halblaut ausgesprochene Antwort nicht, sah aber sein strahlendes Auge dem ihrigen, das sie niederschlug, begegnen. Weshalb schlug sie es nieder? Schöne, anmuthige Camilla! Sieh dankbar zum Himmel auf, wenn du in

seinen Augen das Gefühl gewahrtest, das ich in den deinigen las.

Seine Blicke folgen ihr. Das ist nicht zum Verwundern. Sie ist eine Rose in ihrer vollen Blüte, schön, gut und fröhlich. Er gab ihr neulich einen Strauß von Heliotropen und Tausendschön; eine Biene schlich sich aus den Blumen, flog zu mir hin, die ich in einiger Entfernung dasaß, und stach mich in die Hand. Mit Mühe unterdrückte ich einen Ausruf des Schmerzes, aber ich that es dennoch. Ich hätte um keinen Preis die Beiden stören mögen; sie sahen so liebenswürdig und glücklich aus. Ich kann keine Freude geben, aber ich werde auch keine stören.

Und deshalb muß ich bald, recht bald in meine düstere Heimat zurückkehren. Das paßt jetzt besser für mich.

Ich habe gesucht, ihm ein Vergnügen zu machen. Ich habe Camilla's braunes Haar geordnet und geschmückt, welches, von alle dem Schönen, das sie besitzt, dasjenige ist, worauf sie am wenigsten Sorgfalt verwendet. Es ist mir geglückt.

Er ist krank! und ich kann ihm nicht nahen — nicht über ihn wachen!

Er ist besser. Thränen angstvollen Schmerzes, Thränen der Freude, die ich nicht habe zurückhalten können — ihr habt mich verrathen! Aber du, Camilla, glaubst du, deine Blässe, deine rothen Augen seien unbemerkt geblieben?

Er kam herein, wir ahnten es nicht; er ergriff unsere Hände — dankte uns für unsere Sorgfalt, unsere Theilnahme. Was ich that, weiß ich nicht; aber Camilla sah ich zittern.

Ja, ich will fort — mich vor ihm, vor der ganzen Welt, vor mir selbst verbergen!

Ich bin wieder in meiner frühern Heimat. Mir ist hier besser — ich glaube, ich bin hier stärker.

Er muß es wissen — er hat gesehen, was er mir ist. — Und dann? — Möge er es immerhin wissen. — Er wird nicht in Eitelkeit damit prahlen — dazu ist er zu groß, zu edel! . . . . Er wird mich beklagen; sein Mitleiden wird nicht, wie das Mitleiden der Welt, mir schwer zu tragen sein. Ich werde es wie das Erbarmen eines höhern Geistes betrachten, der auf ein schwächeres Geschöpf niederblickt.

Weshalb fährt er fort, unser freudenleeres Haus zu besuchen, es mit seiner Gegenwart zu beleben? Geschieht es aus Mitleid mit mir, glaubt er, ich könne ohne seinen Anblick nicht leben? — O, er täuscht sich! Das Leben kann sich mit Entsagungen gleichsam ernähren.

Oder sieht er vielleicht voraus, daß, wenn er sich von mir trennen wird, ich mich doppelt einsam finden werde — und sucht jetzt meine Seele zu stärken, damit ich es ertrage? — Deshalb kommt er wieder — deshalb redet er — um mich zu der Stärke des Gemüth's, zu der Ruhe, die er selbst besitzt, zu erheben.

Deshalb übt er meine Stimme, ermuntert mich, meinen Verstand zu bilden, Kenntnisse zu suchen. Aber in meiner Lage ist das unmöglich, und überdies wozu würde es mir nützen . . . . wird es mich glücklicher machen?

Ja, ich verstehe ihn und seine Engelsgüte. Er hat es eingesehen, daß auch er vom Himmel bestimmt worden, meinem Herzen eine Wunde zu schlagen; — er

weiß es — und sucht mich darauf vorzubereiten; — er möchte sie wo möglich mildern, sie unfühlbar machen — er will mich zerstreuen .... will mir Vergnügen bereiten .... ach, er kennt mich nicht!

Es ist zu viel! Es scheint mir, als ob er den Dolch nur tiefer ins Herz drückte — aber er weiß, was für mich am besten ist — und ich küsse die Hand, die mir den Tod gibt!

Ach, weshalb heute so viele Güte, wenn er morgen abreisen will?

Er hat meine Hand begehrt; himmlische Mächte! er und .... ich!

Ich habe seine Hand ausgeschlagen .... mit dankenden Worten, aber bestimmt habe ich seine Hand ausgeschlagen! Mein Herz klopft vor Schmerz und stolzer Freude! Ich habe sie ausgeschlagen, weil ich ihn mehr als mich selbst liebe, sein Glück dem meinigen tausend Mal vorziehe und ihm keine größere Probe davon geben konnte, als daß ich ihn vor einer Gattin bewahrte, die niemals im Stande gewesen wäre, ihn glücklich zu machen. Ach, ich muß weinen.

Würde nicht der Tod an der Seite des Lebens über dieses seinen düstern Schatten werfen? Ich will gerecht gegen mich sein. Nicht in Allem bin ich seiner Wahl unwürdig. — Mein Wandel, mein Herz sind rein — und dieses Herz liebt ihn — meine Seele glüht für Wahrheit und Tugend — ich bin mir keines einzigen niedrigen Gefühls bewußt — aber ach, wie wenig bin ich im Übrigen dazu geschaffen, sein edles Leben zu verschönern! Meine äußere Jugend ist geschwunden, mehr noch meine innere. — Dieser Lenz der Seele, der zuweilen noch die

frühzeitig verwelkten Blumen jener zurückrufen kann. Erkaltet und todt sind alle meine lebhafteren Anlagen. Es ist mir beständig, als ruhte eine schwere, starre Eisenhand auf meiner Brust. Ich habe zu tief die öde Leere, das Unheimliche des Lebens empfunden. Die Bitterkeit gewisser Augenblicke wird nie aus meinem Gedächtnisse weichen. Nimmer würde ich jenen Muth, jene Sorglosigkeit wiedergewinnen können, welche bewirken, daß man so herzlich lachen — daß man fröhlich sein — mit Einem Worte, daß man über die gegenwärtige Stunde die kommende vergessen kann. Wie bitter würde ich an seiner Seite — ihn wie jetzt anbetend — meine Unfähigkeit, Freude zu gewähren und zu empfangen, empfunden haben. Ich würde wie Abbadona meine innere Finsterniß fühlen und dadurch noch finsterer werden.

Meine Gesundheit ist geschwächt, und ich müßte mich sehr irren, wenn meine Brust nicht angegriffen ist.

Was würde ich außerdem in jenen Kreisen, wohin Rang, Geist und Talente, wie eigne Neigung ihn berufen, mit meiner geringen Bildung, meiner ganzen inneren Armuth, meinem Mangel an angenehmen Eigenschaften gewesen sein? — eine verachtete Null, und ein Wesen, dessen vermessene Ansprüche, da, wo sie nicht auf ihrem Platze ist, zu erscheinen, sie mit Recht zu einem Gegenstande des Spottes machten. Eine Frau ohne Reize, kränklich, trübsinnig, und die, weil sie alles Dies fühlt, dadurch noch niedergedrückter wird — das wäre die süße Belohnung gewesen, welche das Glück ihm für allen seinen Edelmuth geschenkt hätte — das wäre der einstige Trost für seine Mühen, seines Lebens Erheiterung und Freude gewesen! — Ach, hundert Mal hätte er in seinem Herzen seine Wahl bereuen müssen! Und je gütevoller, je nachsichtiger er gegen mich gewesen wäre, desto unglücklicher wäre ich geworden. Ja, ich fühle es, an sein Herz gedrückt, hätte ich aus Verzweiflung, ihn nicht glücklich machen zu können, mich umbringen können. O könntest

du, den ich so innig, so unendlich liebe, in meinem Herzen lesen! Möchten meine beständigen, meine heißen Gebete das Glück, das ich dir nicht zu gewähren vermochte, auf dich herabrufen können!

Er hat mich nie geliebt; kein Funke von Liebe führte ihn zu mir; — nur einen Augenblick konnte ich mich hierüber täuschen — die Täuschung verschwand — Alles ward klar — ich sah, was ich zu thun hatte — und Gott und meine Liebe verliehen mir Stärke, dem gemäß zu handeln.

Nur edles, himmlisches Mitleiden war es, das ihn zu mir führte; — nur Güte — sie verdiente belohnt zu werden! Ein süßes, stolzes Gefühl bemächtigt sich meines Herzens, wenn ich bedenke: der edelste Mann hat mich zu sich emporheben wollen und ich habe seiner würdig gehandelt! Ja, er hat mich emporgehoben!

Ich hege in mir den Glauben, daß die reizende Camilla ihm einst Alles gewähren wird, was ich nicht zu gewähren vermochte. Blasse, zitternde Camilla! vielleicht recht bald werden die Blumen der Freude und Liebe auf deinen sanften Wangen glänzen. Du sollst nie erfahren, was du mir zu verdanken hast. Und du, Alfred, wenn die Himmelswonne in deiner edeln Brust schwellt — wirst du meiner nicht mehr gedenken; ich aber — ich werde an dich denken.

Und wenn ich meine mühevolle Laufbahn vollendet habe, möchte ich mir dann sagen können: „Ich habe zwei Menschen glücklich gemacht!"

Ich sehe ihn nicht mehr . . . . Wie finster ist Alles um mich her! aber ich habe es so gewollt — und ich bin damit zufrieden.

Meine Gedanken begleiten ihn mit Segenswünschen — Tag und Nacht, am Morgen wie am Abend begleiten sie ihn.

Meine Ahnung ist in Erfüllung gegangen. Camilla ist Alfred's glückliche Braut. — Wie werden ihre schönen, seelenvollen Augen strahlen! — O möchten sie glücklich werden! — Höre mich, Geber aller Glückseligkeit — kein Flehen für mich selbst soll deine Güte mehr ermüden — aber mache sie glücklich — nimm Alles, was ich etwa noch haben soll — ach, nimm meine Seele — und gib, gib ihnen Alles!

Mache, daß Camilla ihn ebenso liebt, wie ich ihn liebe.

Die Glocken läuten! die Glocken läuten! der große Tag ist gekommen — Alfred führt Camilla zum Altare. Wie edel, wie schön er ist — wie lieblich, wie reizend sie, — wie glücklich sie Beide zu sein scheinen — „Ein edles Paar" — flüstern die Leute — hörte ich es — oder habe ich es irgendwo gelesen? ich weiß nicht . . . . Der Tag ist schön — die Frühlingssonne warm und klar. — Alles ist klar und ruhig, auch mein Gemüth — ich bin glücklich und heiter! Nein, es ist kein Fieber, das meine Wangen so hochroth färbt — es ist die Freude; sie treibt meine Pulse — sie läßt mein Herz hundert Schläge in der Minute machen — hört, die Glocken läuten. Es ist geschehen, der Geistliche hat sie gesegnet — und auch ich. —

Jetzt bin ich ruhig und allein, und still wie die Nacht, die auf Allem ruht, bete ich in meinem Herzen für das Glück Dessen, den ich so unendlich geliebt habe. Alles, was die Vorsehung thut, ist gut, ist weise — selbst der Schmerz hat seine Ruhe, sein Ende — auch mein Schmerz

wird dieses in seinem Glücke finden — wozu ich in einem muthigen Augenblicke den Grund gelegt habe. — O Geliebter meines Herzens, ich glaube, ich weiß es, durch dein Glück werde auch ich glücklich sein. Wenn deine Freudensonne in ihrem vollen herrlichen Hochsommerglanze strahlt, wird auch zu mir, der im Schatten Verborgenen, ihre Wärme dringen. Ich werde das ferne Echo deines Wonnegesangs sein! Fühle und nenne dich glücklich — und — auch ich werde glücklich sein; — sei fröhlich! — und auch ich bin — fröhlich; — lächle! — und auch ich lächle; — danke Gott! — und auch ich danke Gott, danke ihm innig.

(Arme Schwärmerin! deine Schwingen scheinen dich nicht länger getragen zu haben. — Unter einem späteren Datum finde ich von derselben Hand, die dies in Freude und Glückseligkeit schrieb, folgende Worte als Ausdruck eines stillen, aber entmuthigten Gemüthes aufgezeichnet.)

Am 2. Januar.

Ein fieberhafter Traum ist mein Leben!

Eine bessere Welt — meine schönste, meine einzige Hoffnung!

(Jahre scheinen nun dahingegangen zu sein, in denen nichts aufgezeichnet wurde; aber aus Dem, was zunächst folgt und womit eine neue Epoche im Leben der Einsamen begonnen zu haben scheint, kann man schließen, daß der Engel des Friedens — dessen Palmen früher oder später um den guten, unschuldig Leidenden wehen — ihrem Herzen immer näher kam.)

Ein unendlich süßes Etwas hat sich in mein Herz gesenkt. Ich weiß nicht, welches Gefühl des Friedens, ja der Heiterkeit mich auf meiner stillen Wanderung durchs

Thal begleitet. Und dennoch ist Alles um mich her unverändert, ist kalt, ohne Freude, ohne Liebe wie früher. Die Veränderung ist in mir vorgegangen. Ich erwartete mein Glück, meine Freude von den Welt und der Menschen; ich ward getäuscht, verletzt und zurückgestoßen; — nun habe ich mich einzig an Gott gewandt, und beginne zu fühlen, — daß sein Friede höher, größer ist als alle Freude der Welt.

Eine schöne Hyacinthe, die an meinem Fenster blüht, erweckt in mir heitere Gefühle und Gedanken. Ich sehe, wie sie sich, unbewußt dem Lichte und der Wärme huldigend, allmälig der Sonne zuwendet. Die Sonne wiederum strahlt klar über ihr, öffnet still wirkend Blüte um Blüte, verleiht ihr Farbe, Schönheit und balsamischen Duft. Dies ist mir ein klares Bild vom Menschen und der Gottheit. Ewige Liebessonne! ich will wie die Blume mich demüthig deinem Lichte zuwenden, um von dir Leben und Freude zu empfangen, die Du allein schenken kannst.

Ich komme aus der Kirche. Ich habe viel geweint und bin dennoch glücklich gewesen. Das Gefühl der Andacht ist eins der schönsten, lieblichsten, welche wir auf Erden empfinden können. Es ist nicht Freude, nicht Traurigkeit; aber Etwas, das uns über Beides erhebt, — es ist eine augenblickliche Rückkehr der Seele zu ihrem wahren Heimatlande — ein Gefühl, welches mehr als jede tiefsinnige Beweisführung uns davon überzeugt, daß wir Kinder der Unsterblichkeit sind.

Der Text handelte von dem kananitischen Weibe. Der Prediger nahm davon Veranlassung, darzustellen, wie das Brot uns oft vorenthalten würde, damit wir uns mit den Krumen begnügen lernen — und wie ein ergebenes und begnügsames Gemüth für dessen Besitzer beglückend und Gott wohlgefällig wäre. Es schien mir, als wäre dies

Alles ausdrücklich für mich allein gesprochen, und ich erkannte es als Wahrheit in meinem Herzen. Ach, dies unruhige Herz, das mit Ungeduld so viel von der Welt und den Menschen verlangt hat — das so glühend alle Güter des Lebens hat besitzen wollen, wie hat es seine Wünsche herabstimmen müssen! Es hat allmälig sich mit dem Krumen begnügen gelernt; aber es ist auch demüthig, geduldig — und wie ich hoffe, besser geworden — und erst jetzt genießt es den Frieden, die Freude, nach denen es so lange, aber auf unrechten Wegen, gestrebt hat. Eine Blume, ein klarer Tag, ein unerwartet freundliches Wort, — ein schöner Traum, ein Gefühl des Wohlbehagens, ja tausend kleine früher von mir nicht beachtete Genüsse, die auch das freudenleerste Leben nicht ganz entbehrt — sind mir jetzt unendlich theuer. Ich habe nach und nach einsehen gelernt, wie des Menschen wahre Lebensweisheit darin besteht, daß er wie die Biene aus der kleinsten Blume einen Tropfen Honig zu saugen wisse.

Und wenn du, höherer Lenker meines Geschickes, mich nur deshalb auf der Erde so einsam gelassen hast, damit ich mich ganz zu dir hinwenden — und in dir mein Alles finden sollte — habe ich dann wol Grund zu klagen? Wenn du, Allbarmherziger, mir Vater und Mutter, Bruder und Schwester sein willst — muß ich mich dann nicht selig preisen?

Warum, ach warum habe ich nicht früher meinen Frieden da gesucht, wo ich ihn allein hätte finden können? Wie viele Jahre von Schmerzen und niederdrückender Schwere wären mir erspart worden, wenn ich früher erkannt hätte, wie thöricht es ist, sich um Trost und Freude an Welt und Menschen zu wenden!

Gib, du Einsame, Verlassene, dein Herz Gott, aber mit jenem tiefen, ernsten Willen, der kein Schwanken, keine Rückkehr der Schwäche erlaubt! Lerne sagen: „Es

geschehe dein Wille, o Vater!" nicht blos mit Ergebenheit, sondern mit Liebe, mit Freude — und jede Verzweiflung, jeder drückende hoffnungslose Schmerz ist für immer von dir geschwunden.

Wenn ich mich des Abends zur Ruhe lege und die Mühen des Tages und die unfreundliche Behandlung Derer, für welche ich sie trage, mein Gemüth niedergedrückt haben, so fange ich an zu beten: „Mein Vater!" . . . . aber kaum habe ich diese Worte ausgesprochen, kaum hat das Gefühl ihrer Bedeutung meine Seele durchdrungen, so weine ich die süßesten Thränen und eine unendliche Seligkeit bemächtigt sich meines ganzen Wesens. — Mein ganzes Gebet besteht dann oft darin, daß ich mehrmals die Worte: „Mein Vater!" wiederhole, denn sie enthalten, so wie ich sie fühle, Alles, was ich von kindlicher Liebe, von inniger Zuversicht, von ergebener Hoffnung, von andachtsvoller Freude ausdrücken kann. Unter solchen Gefühlen schlafe ich ruhig ein; und ist es dann wol zu verwundern, wenn ich mich vom Gesange der Engel eingewiegt glaube?

Ja, ich glaube es, ich muß es glauben — für Alle gibt es einen Trost. Es gibt unglücklichere Geschöpfe, als ich gewesen bin — obgleich die Empfindlichkeit meines Herzens die Bitterkeit der Leiden für mich tausendfach vermehrt hat. Da ist z. B. der verlassene, von Schmerzen verzehrte Kranke — der Gefangene ohne Hoffnung auf Befreiung, dessen einzige Freude — eine Spinne — eine unmenschliche Hand ihm geraubt hat. — Aber können sie nicht auch zu Gott emporsehen und sagen: „Unser Vater!" Und der Verbrecher, der seine Leiden verdient — wer ist unglücklicher als er? — aber wenn er Reue empfindet, wird ihm ja verziehen — der verlorne Sohn kann sich aufmachen und zu seinem Vater gehen. Soll das Kind eines ewig gütigen Vaters wol jemals Verzweiflung füh-

len? Ach, der uns Gott unsern Vater nennen lehrte, er hat allein das menschliche Herz gekannt und demselben einen nie fehlschlagenden Trost zu gewähren gewußt!

Der Gestorbene hat die Sterblichen getröstet, — und die Stimmen, welche gerufen haben: „Wir leiden!" haben auch gerufen: „Wir sind getröstet!" — Das Evangelium ist vor dem Menschengeschlechte aufgeschlagen und hat den Himmel geöffnet — aber ein murrendes, ein misvergnügtes Herz erkennt es nicht.

Doch die Lasterhaften? — die zur thierischen Rohheit Herabgesunkenen? — die Millionen, welche im Dunkel, in der Nacht des Elends und der Unwissenheit leben und sterben? Freundliche Sterne, die ihr so klar leuchtet, — mystische Himmelslichter — hoffnungsvoll blicke ich auf euch. — Ihr seid Welten für die Hoffnung; — höhere Erziehungsanstalten für die unglücklichen Kinder der Erde denke ich mir in euch — ja zuversichtlich kann man hoffen . . . . Gott ist ja allgütig!

Wenn unser Glaube fest und unsere Hoffnung auf einem sichern Anker gegründet ist, dann ist für unsere Ruhe viel gewonnen und besonders steht der Himmel unserer Zukunft klar da; dennoch aber kann unser Herz noch viel leiden, und die Bürde des Tages uns noch unerträglich erscheinen Da möge die menschliche Weisheit abhelfen. Hüten wir uns vor Muthlosigkeit, vor den Phantasmagorien der Einbildung — und suchen wir, Jeder für sich, die Zerstreuung, die möglichen kleinen Freuden und Quellen des Trostes, die uns so nahe liegen, wenn wir nur darauf Acht haben. Die große Aufgabe ist, sich gut und rein zu erhalten — und dann so wenig wie möglich zu leiden. Die Mittel dazu sind für Alle sowol gleich als

verschieden — aber Niemand wird sie vermissen, der nur zu ihrer Beachtung die Augen offen hat.

Sie barmherzig auf die Blinden gerichtet zu haben, sollte die Sache Derer sein, deren Loos es geworden, so zu sagen die Augen des Menschengeschlechtes zu sein, für dasselbe zu sehen und es sehen zu lehren. O ihr Weisen, ihr Edlen und Aufgeklärten der Erde, seid weniger unsere Schulmeister, seid mehr unsere Tröster! Zeiget uns die Geheimnisse der Tröstungen, gebet dem Schmerze Licht — lehret einen Jeden, wie er in seiner äußern Lage und nach der Beschaffenheit seines Innern für seine Leiden Linderung finden kann! Edle Ärzte der Seele, ermüdet nicht, Heilmittel für alle ihre Krankheiten aufzusuchen! — wie viele Segenswünsche werden dann euern Fußtapfen, euren göttlichen Bemühungen folgen!

Die Jahre, die ich früher so lang fand, fliegen jetzt schnell wie Schwalben dahin; weil die Tage mir nicht mehr lastend erscheinen, weil keine Stunde des Tages vorübergeht, die mir nicht irgend ein heiteres, ein erhebendes Gefühl gewährt. Diesen stündlichen, diesen meinen hauptsächlichen Trost habe ich im Gebete, in einer beständigen Erinnerung an die Gegenwart des höchsten Wesens gefunden. Ich wandle und handle stets unter den Augen eines Vaters, und wie ich fühle, daß ich lebe, so fühle und weiß ich auch, daß sein Blick mir folgt, daß sein Geist mir nahe ist, mich mit seinem Frieden umgibt, und mir eine Freude einflößt, die man wol fühlen, aber nicht beschreiben kann.

Ich hielt mich früher vermöge meiner Stellung für ganz unnütz in der Welt. Die Erfahrung, eine mir theure Erfahrung, hat mich belehrt — daß, wenn wir in dem kleinen Kreise, der uns anvertraut worden, nur mit Treue und Sorgfalt wirken, so wirken und arbeiten wir grade

nach der Ordnung, welche der Grund alles Guten ist; und früher oder später entspringen uns daraus angenehme Folgen.

Meine Gesundheit nimmt ab. Die Erfüllung meiner Pflichten in der Familie, die mich aufgenommen hat, wird mir mit jedem Tage schwerer; aber ich suche sie nach besten Kräften zu erfüllen. Mein Herz hat Frieden, ist heiter und still.

„Sitze nicht müßig da und sieh nicht so selig aus, während ich umhergehe und meine Dose suche!" sagte soeben die erzürnte Gräfin zu mir. Ich erinnere mich einer Zeit, wo ich wegen kopfhängerischer Mienen Vorwürfe erhielt. Jetzt ist mein Herz so froh, daß mein Gesicht oft den Ausdruck davon erhält. Das Misvergnügen der Gräfin war auch jetzt nicht ganz ungegründet; denn wenn man sich in Acht nehmen muß, den Frieden Anderer durch ein Offenbaren eignen Unfriedens zu stören, so muß man sich nicht weniger davor hüten, eine Zufriedenheit zu zeigen, welche auf Denjenigen, welchem diese fremd ist, einen peinlichen Eindruck machen kann.

Ich habe ihn — — sie — wiedergesehen, habe ihre Kinder an mein Herz gedrückt! Diese Familie ist ein Bild der Glückseligkeit. Die beiden glücklichen Gatten erkannten mich kaum wieder. Das war nicht auffallend — ich bin ja so verändert. Ich hege in mir einen Wunsch — eine schwärmerische Hoffnung — die ich nicht verjagen will — die Hoffnung, bald unsichtbar sie umschweben und über ihre Glückseligkeit wachen zu können.

Wie schön ist der Blick eines Mannes, der in seiner vollen Kraft und in einer Sphäre wirkt, wo seine Fähigkeiten sich frei bewegen und bei der Arbeit sich noch steigern — und sich bewußt ist, daß er zum Nutzen seines Vaterlandes lebt, daß er von seinen Mitbürgern geachtet,

von Gattin und Freunden geliebt, von seinen Kindern angebetet ist; — das ist der Blick Alfred's! Wie lieblich und rührend ist der Ausdruck im Antlitz eines Weibes, der ihres Herzens ganzes Liebesbedürfniß ist erfüllt worden, welche in und für ihren Geliebten lebt — das ist der Ausdruck von Camillen's Antlitz! Und ihr glücklichen Kleinen — ihr Kinder, ihr Lieblinge, in euren Augen voll Unschuld und Lebensfreude sieht man, wie klar — der Himmel eurer Kindheit leuchtet!

„Im Herbst . . . . wenn die Blätter fallen" . . . . sagte heute ein Arzt halblaut zur Gräfin, nachdem er mich mit bedenklicher Miene betrachtet und sich nach meinem Gesundheitszustande erkundigt hatte. — Dieses Lebensende lautet ja ganz romantisch — oder mein Leben ist doch einem Kommen so gar wenig ähnlich gewesen. Nun wolan dann — im Herbst! — im Herbst wird ein Espenlaub, welches lange bei dem Wehen so mannichfaltiger Winde gezittert hat — nicht mehr zittern!

Ich gebrauche eine Kur für meine Brust — mag sie nun helfen oder nicht — so bin ich ruhig; früher wünschte ich zu sterben, — jetzt wünsche ich es weniger, seitdem ich das Leben besser zu tragen und anzuwenden gelernt habe. Ich habe gelernt Gott in allen seinen Werken anzubeten. — Es gibt Nichts, wäre es auch noch so gering, an was sich nicht irgend ein großer Gedanke knüpfen läßt — und was mir dadurch wichtig und interessant werden kann.

Die Blätter fallen ab — und ich lebe noch — und hebe noch froh meinen Blick zum trüben Himmel empor.

Ich habe große körperliche Schmerzen — und leide dennoch so wenig — meine Seele ist so glücklich!

„Im Frühling – wenn die Blätter ausschlagen!," — sagt der Arzt jetzt. Und ich sollte es fast glauben, wenn ich der stillen Ahnung, die in mir wohnt, zu lauschen wage, welche mir zuflüstert: im Frühling, wenn Alles zum Leben und zur Freude erwacht, wenn die Blumen aus geöffneten Kelchen ihre balsamischen Düfte zum Himmel emporsenden — dann werde auch mein freigelassener Geist emporschweben und die Luft ewigen Frühlings fühlen; dann werde meine Sehnsucht ihr dunkel geahntes Ziel erreichen.

Er ist mit seiner Gattin gekommen, um mich noch einmal zu sehen — das war edel und gut von ihm. Ich fand ihn verändert. In seinen Blicken lag ein düsteres Feuer, und auf seiner Stirne, die früher so klar und glatt war, bildeten sich zuweilen Runzeln gleich denen der Unzufriedenheit. Ach, der Ehrgeiz hat sich in sein Herz geschlichen! — dieser hat neben seinen Talenten ihn auf Adlerschwingen zu den Höhen weltlicher Größe emporgehoben. Er ist ein großer Mann geworden, hat aber aufgehört glücklich zu sein. — Seine liebenswürdige Gattin sah niedergeschlagen aus, und die ausgesuchteste Toilette konnte die Veränderung in ihrem so wehmüthigen Gesichte nicht verdecken. Es that mir wehe sie zu sehen; — ach, wären sie doch glücklich und ruhig wie ich!

Ich bin beinahe vierzig Jahre alt. So einsam wie ich in meiner Wiege lag, so einsam stehe ich noch an meinem Grabe. — Wie ein Schatten bin ich durchs Leben gegangen, und mein Leben ist wie ein Schatten ge-

wesen. Immer mehr entschwindet er meinen Blicken — aber der ewige Vater, dessen Willen ich gehorcht habe, öffnet mir ein neues, ein herrlicheres Leben, dem ich mit unbeschreiblicher Freude entgegengehe! Die wohlthuenden Gebete, die ich emporsende und wie ich fühle erhört werden, — die Gefühle von Himmels-Ahnung, das Gefühl des Engelfriedens, das mich begleitet, die Ruhe, die keine Schmerzen zu stören vermögen — die lieblichen Regungen von Freude — die wollustvollen Thränen, die ich oft vergieße — o diese theuren, heiligen Boten! — was verkünden sie mir Anderes, als, daß ich bald das Urbild aller Liebe, aller Vollkommenheit schauen werde, — daß der sehnsüchtige Funke sich bald mit dem heiligen Feuer, aus dem er entsprungen, vereinigen werde!

Hier hat die matte Hand aufgehört die Feder zu führen . . . . das Herz, das so lange vor Liebe und Schmerz klopfte, es ruht jetzt.

Die Einsame ist zu ihrem Vater heimgegangen . . . . sie ist nun glücklich!

V.

Die Trösterin.

Wer hat gelitten — wer hat in Augenblicken tiefen und düstern Schmerzes in seinem Herzen einer Welt Elend empfunden — und dann nicht das Bedürfniß gefühlt, nicht den innigen Wunsch gehegt, von einem Wesen aus einer höheren Welt getröstet zu werden — hat dann nicht zuweilen in schwärmerischer Wehmuth gehofft, einen Engel herabkommen zu sehen, der mit barmherzig heilender Hand das wunde Herz berühren und die dunkeln Räthsel des Lebens und des Schmerzes lösen sollte!

O wenn die Natur in ihrem herrlichen Sommergewande um uns lächelt, — wenn sie wie eine bezaubernde Geliebte, lieblich, strahlend, warm, den Menschen, ihren Bräutigam, mit reiner Wollust umarmt, — wenn dann des Menschen Herz kalt und verschlossen, und schauerlich wie das Grab bleibt, — wenn er allein seine Stimme nicht in den Jubelchor der Erde mischen kann, wenn er der einzige Verstoßene zu sein wähnt: wie gut wäre es dann, wenn eine Stimme vom Himmel dem Unglücklichen die Betheuerung zuflüsterte: „Auch Du bist geliebt! Sohn des Schmerzes, leide mit Geduld; auch Du wirst einst aus dem Becher der Glückseligkeit trinken!"

Ihr bittern Leiden, Trostlosigkeit, Verzweiflung, — ich habe euch kennen gelernt! Himmlische Stimme, voller Gnade und Trost, ich habe dich vernommen! und werde dich niemals vergessen. Noch heute ertönst du mir

aus der Welt der Geister. Meine Seele hört dich — mein Herz versteht dich! In diesem Augenblick, wo die Erinnerung die Blätter meines Lebensbuches aufschlägt, und meine Feder das Andenken an längst verflossene Zeiten zurückrufen will, hat die stille Nacht Alles um mich her zur Ruhe gebracht. Ich bin einsam wach, und mit mir sind es die Schmerzen, welche mir die Ruhe verscheuchen. Das blasse Licht meiner Lampe läßt mich auf der nahen Wand den Schatten einer Schreckensgestalt gewahren, die an diejenige erinnert, welche das Märchen den Gnomen, jenen Kindern des Staubes und der Finsterniß, zuschreibt. Diese entsetzliche Gestalt ist die meinige — ist mein Körper. Und dieser so entstellte, so schwer geplagte Körper ist an eine Seele gebunden, welche das Schöne in dessen innerm Wesen wie in dessen äußeren Formen anbetet.

Einsam mit mir selbst und mit meinem Schatten, von der Nacht und dem Schweigen umgeben, fühle ich doch das Lächeln auf meinen welken Lippen schweben, — lausche ich mit stiller Freude den harmonischen Stimmen, die aus der Tiefe meiner Seele sich in demüthigen Lobesopfern zum Himmel erheben, und ich kann den lieblichen klaren Frieden, der mein Inneres umschließt, nur mit dem milden Mondlichte vergleichen, das in diesem Augenblicke sich über die Moosrosen in meinem Fenster verbreitet.

Es gab eine Zeit, wo Alles in mir ganz anders war; wo ich die Welt und mich selbst haßte; — wo ich wünschte, nie geboren worden zu sein.

Im Mai des Lebens, während jener Frühlingstage, wo in der ganzen organischen Natur allen erschaffenen Wesen einige Tropfen Freude zu Theil werden; wo sanfte Schwingen den Menschen wiegen, und der Himmel über ihm sich so hoch und klar wölbt, — damals schon lernte ich das Unglück kennen, und bitter war damals meine Klage.

In meiner hinschwindenden Seele war es, wie in der äußeren Welt, wenn in unsern nördlichen Himmelsstrichen

die Tage gegen den Winter hin schnell abnehmen, die Nächte länger werden und die Sonne sich gleich einer Sterbenden nur zu erheben scheint, um Lebewohl zu sagen und dann wieder zurückzusinken. Ich hegte nicht die Hoffnung, daß für mich ein neues Jahr den Lauf der Dinge ändern werde; im Gegentheile sah ich hinter dem abnehmenden Lichte eine immer finsterer werdende, sich überallhin ausbreitende Nacht.

Glücklich sind die Todten; sie leiden nicht mehr! Glücklicher noch sind die Ungeborenen, die nie gelitten haben! Glücklich seid auch Ihr, beklagte Thoren, die Ihr bei Eurem Elende lacht, die Ihr Euch aus Euren Strohlagern Kronen flechtet — die Ihr Euch groß und glückselig träumt. Mit Unrecht beklagt man Euch! Ach, Ihr fühlt ja nicht — und Euer Unglück ist von den Blumen Eures Irrseins verhüllt. Glücklich seid Ihr!

So dachte, so klagte ich, während ich mich eines Abends langsamen Schrittes in einem der dunkelsten Baumgänge des Parkes auf dem Gute meiner Ältern hinschleppte.

Ich war jung und unglücklich — und niemals, nein niemals kann man das Unglück so bitter wie in der Jugend empfinden! Bei reiferen Jahren werden die Gefühle abgestumpft, — das Blut fließt ruhiger, man ist schon gewohnt zu leiden — der Weg ist nicht mehr so lang bis zum Endziel aller Leiden. Wenn uns aber der Schmerz in jungen Jahren überrascht, so wird das Furchtbare seiner Neuheit durch die noch unbezähmte Kraft der Gefühle erhöht, wodurch in dem Herzen jener wilde fruchtlose Kampf gegen das Geschick geweckt wird, dessen Folge Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung sind.

Bei neunzehn Jahren kränklich und gebrechlich, wand ich mich durchs Leben, scheu und düster wie ein unseliger Schatten. Ich war glücklich gewesen; um so mehr litt ich jetzt. Bis zu meinem siebzehnten Jahre war ich voll Leben und Gesundheit — und so geliebt — und so glück-

lich! Da fühlte ich mich gut, fand die Welt so schön, hielt die Menschen für Engel und Gott für den Vater Aller. Eine langwierige Krankheit warf mich um diese Zeit auf das Schmerzenslager, von welchem ich auf das fürchterlichste entstellt wieder aufstand. Man bedauerte mich anfangs — bald aber wandte man sich von mir ab — auch meine Mutter, meine Geschwister thaten dies. Mein Herz ward bitter, — ich fühlte die Verschlimmerung meines Innern, und fing an mich von Gott und Menschen verlassen zu glauben.

Die sorgfältige Erziehung, die feinere Bildung, die mir in jungen Jahren zu Theil geworden, diente jetzt nur dazu, für mich das Gefühl meines Unglücks zu schärfen. Nie schlug ein Herz in einer Menschenbrust mit glühenderer Liebe für Freiheit, Wirksamkeit und die heroischen Tugenden, welche die Geschichte in glänzenden Vorbildern aufstellt. Nie loderte enthusiastischer der Geist des Wetteifers in der Seele eines Jünglings. Cato, Brutus, Scipio, Regulus, das waren meine Vorbilder — ich wollte ihnen ähnlich werden, wenn nicht sie alle übertreffen — und mein Name sollte gleich jenen von einer edlen Nachwelt geehrt werden. Ruhm und Freude bei einem reichen, tugendhaften und nützlichen Leben — das war der schnell entschwundene Traum meiner ersten Jugend. Ärmliches Mitleiden, Verachtung, Vergessenheit — bei einem unnützen, kränklichen, freudelosen Leben — waren die schrecklichen Wirklichkeiten, die mich bei meinem Erwachen in eisenharte Arme schlossen — die mich von meinem Himmel niederzogen — und mir die ganze Welt — und Gott — und seine schöne Sonne — und seine Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe verdunkelten.

Der Zweifel mit seinen murrenden, nie beantworteten Fragen erhob sich in meiner Seele — und mitternächtiges Dunkel umschloß mein unruhig klopfendes Herz. Ein unendlicher Schmerz regte sich in meiner Brust, während der keuchende Athem sie auf und nieder bewegte.

„Und was habe ich doch verschuldet, daß ich so hart, so furchtbar bestraft werde? weshalb ward ich so unglücklich?“ fragte ich laut murrend, während ich mit thränenvollen Augen mich in der blühenden Natur umsah, die mich so schön und reich umgab.

Es war ein herrlicher Juni-Abend. Die Sonne war im Untergehen, Alles war ruhig — nur ein leises Gemurmel schlich wie eine hingeflüsterte Liebeserklärung dann und wann durch die Haine zwischen Laub und Blumen. Alles schien sich zu freuen, — ich allein litt! — Ich wünschte der Vogel zu sein, der gedankenlos auf grünen Ästen schaukelnd zwitscherte; — oder die Blume, die so herrlich strahlte, so schön duftete — oder der Schmetterling, der in ihrem Schooße ruhte — ja sogar der moosbewachsene, glücklich gefühllose Felsen, gegen den ich mich lehnte; — nur nicht Mensch — nur nicht der leidende, beklagenswerthe Mensch, der ich war!

An einem See, der den Park begrenzte und rings herum von den schönsten Ufern umschlossen ward, ruhte ich aus.

O wie oft hatte ich früher mit Jugendlust und Freude auf seinen tanzenden Wogen meinen leichten Kahn geführt. Wie oft hatte ich mit kräftigen Armen seine schwache Welle getheilt, sie mit warmen Lippen geküßt, und in der klaren Tiefe, welche einen wolkenfreien Himmel widerspiegelte, das Bild meines reinen Herzens, meines frischen Lebens geschaut! Wie früher bekränzten noch lachende grüne Ufer den stillen See — wie früher spiegelte sich in seiner Tiefe das dunkle Blau des Himmels — mein Kahn lag am Ufer — Alles war sich so gleich, so freundlich gleich geblieben! Nur ich war mir nicht mehr gleich — war nicht mehr derselbe — Alles fand ich hier, nur nicht mich selbst.

Ich neigte mich hinab, um mit meinen glühenden Lippen das kühle Wasser zu berühren, fuhr aber plötzlich beim Anblick meines eignen abscheulichen Bildes zurück,

das wie mein Unglücksdämon abschreckender als jemals aus der dunklen Tiefe sich gegen mich erhob. Mir war, als wäre ich von einer Schlange gestochen worden.

Unter unklaren und peinlichen Gefühlen heftete ich meinen starren Blick auf das gegenüberliegende Ufer. Fröhliche Menschenstimmen erschallen von dort, und bald konnte ich gewahren, wie im lustigen Mitsommertanze sich bunte Paare herumschwenkten. Gesang und Gelächter hallte wider von den Felsen rings umher. Ich stand auf, wandte mich weg und ging tiefer in den Wald hinein.

Durch die Öffnung eines Baumganges strahlten mir die glänzend erleuchteten Fenster im Schlosse meiner Ältern entgegen. Man gab diese Nacht dort ein Fest, um meiner ältesten Schwester Rückkehr ins väterliche Haus zu feiern. Seit der Kindheit davon getrennt, um bei nahen Verwandten in der Hauptstadt erzogen zu werden, kehrte sie jetzt als eine liebenswürdige Braut dahin zurück, und ward mit Festlichkeiten empfangen, die ich jetzt ebenso eifrig floh, — wie ich sie früher gesucht hatte.

„Niemand wird mich vermissen, Niemand wird meiner gedenken," dachte ich mit bitterm Gefühle, während ich mich entfernte, um die Finsterniß und Stille aufzusuchen. — „Ältern, Geschwister, macht euch Vergnügen, tanzet, singet! — Ich werde nie mehr singen, nie mehr tanzen, nie mehr lachen!"

Jetzt ertönte Musik vom Schlosse und ließ die bezaubernden Töne meines Lieblingswalzers hören, — die fröhlichen Stimmen vom Ufer wurden lauter — ich ging und ging und ging — sie verfolgten mich. O alle Ihr unglücklichen Freunde, die Ihr gleich mir Euch ohne Freude, ohne Hoffnung in der Welt gefühlt habt, saget, in welchem Augenblicke Ihr Euer Elend am tiefsten empfunden habt? War es nicht dann, wo bei der unschuldigen Freude Anderer sich Neid und bitterer Unmuth in Eure Herzen schlichen? Wenn es schmerzlich ist, unverschuldet zu leiden, so ist es doppelt schmerzlich, sich sagen zu müssen,

daß man es verdiene, wenn man zum ersten Male sich auf einer niedrigen und verächtlichen Gesinnung ertappt. Ich kann nicht beschreiben, welches Gefühl unendlichen Schmerzes sich für einige Augenblicke meines ganzen Wesens bemächtigte. Meine ganze Kraft war auf einen einzigen Punkt — zu dem Gefühl meines Leidens zusammengedrängt. Es war mir unerträglich. „O mein Gott, tröste mich! tröste mich!" rief ich mehre Male mit hohler Stimme, vor der ich selbst schauderte. „Wenn Du der Gott der Barmherzigkeit bist, — so erbarme Dich Deines leidenden Kindes! Gib mir wieder, was Du mir genommen hast — oder öffne Deinen Himmel — sende mir einen Engel, einen Engel, der mir sagt, warum ich leide, — oder vernichte mich — ich bin ein Staubkorn vor Dir. . . . vermische mich mit dem Staube . . . . mache nur, daß ich aufhöre zu fühlen, zu leiden!" Dies wilde, unzusammenhängende Gebet — ach, ich fühlte es — war nur ein verwegenes, bitteres Murren. Alle irdischen Tröstungen hätten in diesem Augenblicke mir zugerufen werden können, ich hätte sie nicht vernommen. Nur eines Engels Stimme, eine unmittelbare Offenbarung würde, so wähnte ich, mir Ruhe gewähren — mir meine erloschene Hoffnung, mir meinen Glauben an Das, was mir einst so heilig, gewiß und klar gewesen war, und was jetzt für mein Gefühl schwankend und in Dunkel gehüllt mich ohne alle Stütze ließ, zurückgeben können.

Jeder, der wie ich plötzlich und unerwartet in die Tiefe des Unglücks gestürzt ward, wird wie ich fühlen. Man würde nicht so unglücklich sein, wenn man mit dem Verluste aller irdischen Hoffnungen nicht auch oft den Glauben an einen weisen und barmherzigen Gott verlöre. Jene gnadenvolle Stimme, welche uns zuruft, daß kein Sperling, viel weniger Einer von uns unbemerkt zu Boden fällt — daß die Haare auf unserm Haupte gezählt sind — diese Stimme wird im Sturme der Leidenschaften nicht vernommen — und wenn sie sich auch zu unserer Brust

Bahn macht, so vermag sie doch nicht immer die aufgeregten Wogen zu beschwichtigen — denn das wilde ungeduldige Herz verlangt dann zum Zeugniß ihrer Wahrheit eine augenblickliche Wirkung zu erfahren; — und wenn bei unserm Murren kein tröstendes Gefühl ins aufrührerische Herz niedersteigt — wenn unser Geschick sich nicht ändert, unser Leiden dasselbe bleibt . . . . dann verzweifeln wir — dann — ach, wie unglücklich sind wir dann!

Mit den Augen in die Nacht hineinstarrend, ging ich einher, und erschien mir selbst wie ein Kind der Nacht.

Auf ein Mal fiel es mir centnerschwer aufs Herz, daß, was ich litt, was ich fühlte, nur eine Wiederholung Dessen wäre, was Andere vor mir und mit mir litten und fühlten. Der Blutschweiß von Millionen Menschen, die Thränen von Millionen hatten vor mir die Schmerzensbahn, die ich wanderte, benetzt und würden sie noch nach mir benetzen; und schaudernd sah ich im Gedanken, gleich häßlichen Gespenstern, finsterer als die Nacht, die mich umgab, alle Leiden und Plagen des Menschengeschlechts an mir vorüberziehen, — die Leiden des Körpers, des Herzens, des Gedankens, diese niemals ermüdenden Harpyen, welche den Unglücklichen nicht verlassen, bis er als Gerippe dem Tode brüderlich die Hand reicht . . . . und in meinem und in aller Leidenden Namen erhob ich einen durchdringenden, schmerzvoll murrenden Ruf, und richtete anklagend meine Blicke zu den Sternen empor. In stiller, ungestörter Majestät schritten diese klar funkelnd über meinem Haupte dahin, und diese unbewegliche Ordnung, diese ewige unerschütterliche Ruhe des Himmels, weckte in meiner Brust eiskalte Verzweiflung. — „Laßt uns sterben!“ rief ich im Gedanken meinen Unglücksbrüdern zu, „laßt uns sterben . . . . dann ist Alles zu Ende . . . . wir haben keinen erbarmenden Vater im Himmel.“

Ich hatte mich niedergesetzt und fühlte mit düsterm Wohlbehagen, wie die Feuchtigkeit der Nacht durch

meine Kleider drang — ich hoffte, daß meine geschwächte Gesundheit dem unterliegen würde — und mein einziger Wunsch war jetzt der Tod. Mochte er mich nun zu freundlicheren Geschicken führen oder nur mein geplagtes Dasein vernichten, so war er mir willkommen, mir lieb und innig von mir ersehnt. Niemand würde mich beweinen, — alle die Meinen würden gleich mir meinen Tod für einen Gewinn ansehen. Ich wußte es, wußte es nur zu wohl!

Gegen Mitternacht schwieg die Musik, und ich hörte, wie die am Ufer Tanzenden sich unter heiterem Gemurmel nach und nach entfernten. Alles ward zuletzt still. Es war finster geworden, und die Sterne, deren schimmernde Pracht meinen Schmerz zu verhöhnen geschienen hatten, waren von Wolken verhüllt. Die ganze Gegend lag in tiefe Nacht gehüllt, und in der Entfernung hörte man leise den Donner rollen. Dies Alles stimmte mit meinem Innern mehr überein und that mir unbeschreiblich wohl. Ich warf mich auf die Erde nieder und weinte bitterlich. Ich weinte lange und fühlte dadurch eine wohlthuende Erleichterung. Sanftere Gefühle drangen in mein Herz und kämpften gegen die bitteren. Die mir so theueren Gedanken von einer Belohnung jenseits für geduldig ertragene Leiden, von einem weisen, allerbarmenden Vater kamen wieder und wieder. Zu ihm vermochte ich jetzt mit einem ergebeneren Herzen zu beten. Ich betete — bat um Trost . . . . um Licht und Stärke, mit jenem glühenden, unnennbaren Gebete, dessen Kraft den Himmel öffnen und mit dem Seufzer des Herzens zum Throne des Ewigen bringen zu können scheint. Ich hatte mich, während ich betete, emporgerichtet, sank aber bald, von meinem Gefühle und von Schmerz ermattet, wieder zu Boden, fast ebenso sehr der Gedanken wie der Kräfte beraubt, und nur dumpfe Jammertöne arbeiteten sich aus meiner keuchenden Brust hervor.

Die Nacht war warm und so ruhig, daß kein Luft-

hauch athmete; doch kam es mir zuweilen vor, als wäre ein Zittern durch die Blätter der Pappeln gegangen, unter denen ich mit dem Angesichte auf der Erde lag, und jedes Mal überlief mich ein unfreiwilliger Schauder. Dreimal schien es mir, als ob eine Hand leicht und liebkosend über mein Haupt striche, und bei der angenehmen Regung, die ich dabei empfand, erwachte in mir lebendig eine liebe Erinnerung meiner Kindheit. So hatte mich Maria, die kleine Geliebte meiner Kinderjahre, geliebkost, wenn wir, von Spielen und Springen ermüdet, neben einander in dem weichen Grase ausruhten. Dies Gefühl hatte ich empfunden, als der kleine Engel von seinem Sterbebette die matte Hand erhob und sie (da sie nicht mehr sprechen konnte) gleichsam segnend über meinen Kopf bewegte.

War sie mir in diesem Augenblicke nahe? War sie der verklärte Engel der Erde, von dem Allbarmherzigen gesandt, um mich zu trösten? O wie klopfte mein Herz, als diese Gedanken in meiner Seele aufstiegen!

Ich glaubte mit Gewißheit, daß mir etwas Übernatürliches nahe wäre; aber obgleich sich die Haare auf meinem Kopfe emporsträubten, empfand mein Herz doch keine Furcht. Was fürchtet man wol, wenn man tief unglücklich ist? Ja, selbst die düstersten Offenbarungen der Geisterwelt erschrecken dann nicht mehr. Die Schauergefühle, welche sie einflößen, sind willkommen .... sie erquicken .... sie erheben uns über den irdischen Schmerz .... und scheinen weniger entsetzlich als dieser. Ist es aber eine Tröstung, welche, wie wir ahnen, sich uns in einer geliebten Gestalt aus jenem unbekannten Lande nahet, an dessen Pforten alle Fackeln des menschlichen Geistes erlöschen — so wird es still in der stürmischen Brust und in anbetender Erwartung schlagen alle Pulse. So wirkte der Gedanke an Maria's Gegenwart in meiner Seele. Ich rief sie leise beim Namen — bat sie, ihre Hand auf mein Herz zu legen — und unter einem Gefühle von Frieden und süßer Ruhe, wie ich es früher nie empfunden,

verfiel ich in eine Art träumender Betäubung. Während dessen schien es mir, als sähe ich Marien weißgekleidet und unbeschreiblich schön neben mir sitzen, in der Hand einen Palmenzweig, womit sie mir zuwehte . . . . während ich, außer Stande zu reden oder klar zu denken, mich damit begnügte, für einige Augenblicke nur zu fühlen, wie wohl mir war.

Auf ein Mal fühlte ich, wie Maria mich bei der Hand faßte, und unter Empfindungen unbeschreiblichen Wohlbehagens wähnte ich an ihrer Seite über die Erde zum Himmel emporzuschweben.

„Ich bin todt!" dachte ich, und ein unsägliches Freudegefühl durchströmte dabei meine Seele.

Ich wollte mich umwenden, um noch einmal diese Welt zu sehen, wo ich so viel gelitten hatte; aber Nebel trübten meinen Blick.

Immer dicker umflossen mich die Wolken; ich fühlte, wie ihre frostige Feuchtigkeit meine Brust abkühlte und das Feuer dämpfte, welches die unruhigen Schläge meines Herzens trieb. „Es ist gut!" dachte ich, „das ist die Umhüllung des Grabes; des Todes Umarmung . . . . wie schön sie kühlen! bald . . . . bald werde ich verwandelt werden." Mir kam es wieder dunkel vor, als sei ich noch nicht todt, nur sterbend. Meine Sinne wurden mit jedem Augenblicke mehr abgestumpft . . . . vor meinen Blicken ward es immer trüber . . . . ein dumpfes Sausen wie von entfernten Wäldern war vor meinen Ohren. Klar und ruhig blieb mir jedoch das Gefühl der mich leitenden Hand, selbst in dem Augenblicke, wo ich fast ganz und gar das Bewußtsein meines eignen Daseins zu verlieren wähnte.

Ein plötzliches Gefühl von Schmerz, das wie ein Dolchstich mein Herz durchzuckte, brachte mich wieder zur Besinnung und zum Bewußtsein. Ich fand mich auf der Erde liegend wie kurz vorher, und würde Alles für einen bloßen Traum gehalten haben, hätte ich nicht noch

die weiche warme Hand, welche die meinige umschloß, gefühlt. Ich war matt und kraftlos. Ohne den Kopf zu erheben, rief ich: „O Marie, warum nahmst du mich nicht zu Deiner lichten Heimat hinauf! Weshalb bin ich noch auf der Erde, wo man so viel und so hoffnungslos leidet .... warum, ach warum muß ist noch leben?" — „Gott will es," antwortete eine Stimme, so lieblich und melodisch, wie wir uns die der Engel vorstellen. Ungeduldig murrend fragte ich: „Und zu welchem Zwecke soll ich leben und leiden?" — „Um selbst besser zu werden — um Andern nützlich zu sein."

„Wie sollte ich elender Wurm Andern nützen können?" — „Durch Deine Geduld — durch das Beispiel Deiner Ergebenheit." — „Ach, ich habe Kraft, mein Leiden zu fühlen, aber nicht es zu tragen!" — „Bete!" — „Gottes Bild ist in meinem Herzen getrübt .... ich kann nicht beten! Ich habe die Abgründe des Schmerzes gesehen .... habe die Leiden der Menschen verstanden .... und ich sehe .... ich verstehe Gott nicht mehr! O zürne nicht, reiner, heiliger Engel! Du, der Du gesehen hast, was uns verborgen ist .... Du, der Du im Lichte lebst .... sieh barmherzig auf den Sohn der Finsterniß .... erleuchte mich .... tröste mich!" — „Ja, ich werde Dich trösten!" — „Sage, erbarmungsvoller Engel, hat der Ewige Dich zu mir gesandt?" — „Er hat mich zu Dir gesandt." — „Sein Auge sieht also den im Staube kriechenden, geplagten Wurm? Die leidenden Geschöpfe der Erde sind von ihm nicht unbemerkt?" — „Er sieht, er zählt sie alle!" — „O Marie, sage .... wenn Gott allgütig und barmherzig ist, ... wozu denn alles Elend, alle Schmerzen der Menschen?" — „Es sei Dir genug, zu wissen, daß er für alle einen Trost verleihen und alle einst aufhören lassen wird." — „Ich kann diesen Trost nicht fassen — ich verstehe nicht, wie irgend ein Glück den Schmerz aufwägen könne! .... Glücklicher Engel — der Du schon in der Kindheit der Erde entrückt

wardst — Du hast deren Plagen nie gekannt . . . . Du verstehst sie nicht! . . . . Höre jetzt eins ihrer Opfer reden . . . . höre, und wenn Dein unkörperliches Wesen noch menschliche Gefühle hegen kann, ... wenn dieses Herz, vertraut mit der Seligkeit des Himmels, für fremde Leiden nicht kalt geworden, so schaudere!" Und aus der Tiefe meines empörten Herzens rief ich: „Wir leiden. . . . wir leiden! Wir rufen nach Hülfe . . . . und die Erde öffnet ihre Abgründe und der Himmel blickt kalt herab und verhöhnt uns . . . . die Nacht der Verzweiflung bedeckt uns . . . . das Raubthier sitzt an unserm Herzen und reißt Stück um Stück heraus . . . . und nagt und nagt, ... wir rufen den Tod an . . . . aber der Tod kommt nicht . . . . wir verfluchen unser Leben . . . . wir lästern . . . ." Ich schwieg von Schauder durchbebt.

Alles war einen Augenblick still und ich suchte mit krampfhafter Anstrengung alle meine Sinne zu betäuben . . . . denn ich fürchtete jenes Hohngelächter zu hören, jene Abgründe zu sehen, jene Marterqualen zu fühlen.

„Höre!" sagte plötzlich die Engelsstimme, stark und lieblich wie Harfenklang, „höre aus meinem Munde den Siegessang der leidenden Erdenkinder in dem lichten Himmel, wo sie einst alle versammelt werden!" Und ich hörte den Engelsgesang, der zugleich wie Stimmen aus der Wolke und dennoch mir ganz nahe ertönte.

O irdischer Schmerz,
Wie kurz warst du!
O erlöstes Herz,
Welche selige Ruh',
Von den Plagen gereinigt,
Mit Gott jetzt vereinigt!

Zum hohen Himmelsblau
Aus der Sorgen Thal,
Hinauf, o Bruder, schau
Und vergiß Deine Qual!
Die Heimat, die klare,
Dort oben gewahre!

Denn sieh! — der Erdenweg
Geht durch ein fremdes Land;
Ach, ist nur der Steg
Zu der Lichtwelt Strand.
Und das Vaterhaus
Hier strahlet in Licht.

Dort in Sturm und in Leid
Stets hofften wir;
Ewige Seligkeit
Umgibt uns jetzt hier.
Das Ziel wir errungen,
Der Sieg uns gelungen.

Nicht durch Thränen mehr
Zum Himmel wir sehn,
In ewiger Lenze Pracht
Wir lächelnd gehn.
Und Lieb' ist das Leben,
Das hier uns gegeben.

Hier uns kein Nebel umgibt,
Jeder Irrwahn ist fort,
Unsern Glauben nicht trübt
Mehr des Zweifels Wort.
Denn die Wahrheit, so rein,
Hier strahlet allein.

Der Gesang schwieg, aber ich wähnte ihn noch zu hören. Auch der Schmerz in meiner Seele schwieg. Ich fühlte, wie alle bittere Gefühle in mir sich allmälig auflösten und sanften und trostvollen Raum gaben. Süße Thränen liefen über meine Wangen, und ein Gefühl wie das des eben besungenen Friedens bemächtigte sich für einen Augenblick meines Wesens. Bald jedoch erwachte die Plage wieder, und die Zweifel erhoben sich wieder aus der Tiefe meiner Seele. Ich faltete meine Hände und bat: „O erbarmender, milder Engel — verzeihe meiner Schwachheit — verlasse mich nicht — fahre fort meiner Seele

Licht zu geben. Sage, was ist wol jenes Leben, wofür wir hier kämpfen und leiden?" — „Das rechte, das wahre Leben, wovon dies irdische nur der Schatten ist. Ein ewiges Emporsteigen, ein ewiges Annähern an Gott, der Quelle der Wahrheit und Seligkeit. Jenes Licht, jenen Frieden, jene Heiligung und lautere Freude, welche wir hier vergebens suchen, werden wir dort finden!" — „Ach," erwiderte ich düster, „die Nacht umgibt mich, — ich kann das Licht nicht fassen." — „Sieh, die Morgenröthe bricht an," rief die Stimme, „sieh, wie sie Licht um uns verbreitet, wie alle Gegenstände, die soeben noch in nächtliche Schatten gehüllt waren, in Klarheit, Schönheit und Wahrheit erscheinen. So wird auch am Morgen der Ewigkeit ihre Sonne über alle Räthsel des Lebens Licht verbreiten. Dann wirst Du verstehen, warum Du gelitten hast; bleibe nur gut, bleibe nur ergeben — und Alles wird gut werden. Sohn des Schmerzes! auch Du wirst eines Tages aus dem Becher der Glückseligkeit trinken!"

„Und die armen Verführten, die das Unglück zu Verbrechern macht, die das Unglück erniedrigt — welches Geschick erwartet sie?" — „Gott ist barmherzig und gerecht; bete ihn an!" — „Und die Schlechten — Die, welche ein schreckliches Schicksal oft schon von der Wiege an zur Geißel ihrer Mitmenschen bestimmt zu haben scheint?" — Der Engel schwieg eine Weile, sagte aber endlich mit mildem, feierlichem Ernste: „Wozu diese Fragen, diese Unruhe, Kind des Staubes? G o t t ist! bete Gott an!" In meiner Seele ward es heller. „O," sagte ich leise, „ich verstehe Dich. Gott ist Gott, und das besagt Alles — auch mein Gott," fügte ich mit tiefem und wonnigem Gefühle hinzu. „Und Dein Vater!" sagte die Engelsstimme. „Ja — mein Vater — und ein Vater, welcher verzeihet! O Marie, sage — wenn ich, zu schwach, um meine Bürde zu tragen, freiwillig ein Leben, welches ich unerträglich fühle, ablege, würde dieser Vater nicht

sein unglückliches Kind in seinen erbarmenden Schooß aufnehmen?" — „Lasse Dich nicht irreführen," antwortete die Stimme, „wer vor der Prüfung zurückweicht, kann die Belohnung nie verdienen. O leide mit Geduld, hoffe mit Zuversicht! Bringe Dich nicht um den schönen Lohn, der Dich erwartet — um das Wohlgefallen Gottes, um das gute reine Zeugniß Deines eignen Gewissens, um die Segnungen Derer, denen Du auf der Erde eine Stütze und ein Trost sein kannst."

„Wenn ich aber sehe, daß ich Andern wie mir selbst eine Bürde bin, wenn . . . ."

„Thue das Rechte und bete Gott an!" antwortete die Stimme in strengerem Tone. Ich empfand Schmerz. Niedergeschlagen sagte ich endlich: „Das Leben ist lang — unendlich lang für den Unglücklichen, der auf der Erde kein anderes, besseres Loos zu erwarten hat, und das endliche Ziel des Leidens erscheint ihm zu ferne, als daß es zur beständigen Linderung für immer wiederkehrende Schmerzen wirken könnte. Du, der Du im Genusse ewig steigender Seligkeit den Lauf der Jahre nicht abmissest, nicht merkest, Du kannst Dir nicht denken, welche Unendlichkeit die Tage, die Stunden, ja die Minuten für den Unglücklichen haben, der seine Plagen mit seinen Pulsschlägen zählt! — Wenn Du, himmlische Trösterin, mir immer nahe wärest, würde ich nicht klagen; — wenn Du aber wieder zu der lichten Heimat zurückkehrst, von der Du aus Barmherzigkeit niederstiegst, was soll dann aus mir werden? Wie werde ich jene langen, langen Stunden ertragen können, welche die vereinten Plagen der Seele und des Körpers so unleidlich machen?"

„Ich werde Dich nicht verlassen," antwortete der Engel, dessen Stimme wieder unendlich weich und sanft ward, — „ich werde Dir jene Stunden tragen und jene Plagen weniger empfinden helfen. Gott hat den Samen des Trostes und der Freude überall ausgestreut, wir wollen ihn zusammen suchen. Wir wollen ergeben sein — und

Alles wird gut werden — wir wollen ergeben sein — und Frieden wird in unser Herz herabsteigen. Zusammen wollen wir Gott anbeten — zusammen die Linderung Deiner Schmerzen suchen, und wenn Du weinen mußt, so sollst Du nicht mehr allein weinen.“ Bei diesen Worten ward die Stimme des Engels gleichsam von Rührung erstickt.

„Vergießen auch die Unsterblichen Thränen?“ dachte ich, und über alle Beschreibung, sowol über die Worte, wie über die Rührung, die ihnen folgte, erstaunt, richtete ich mich in die Höhe und wagte zum ersten Male die weiße Gestalt, die an meiner Seite saß, zu betrachten. Zitternd suchte ich Mariens liebe, wohlbekannte Züge; ich fand sie nicht. Ein schönes, mir fremdes Antlitz, von mitleidigen Thränen verhüllt und von der grauenden Morgenröthe bestrahlt, beugte sich zu mir herab, und ein warmer, weicher Purpurmund drückte auf meine Stirne einen liebevollen Kuß.

„O, mein Bruder, mein geliebter Bruder!“ flüsterte dieselbe Engelsstimme, die mir so zu Herzen gedrungen war; — „erkenne Deine Schwester wieder, die Dir Gott gesandt hat, um Dich zu lieben und zu trösten — die Dich nie mehr verlassen wird!“ und sie umschlang mich mit ihren Armen.

Meine Verwirrung war einen Augenblick so groß, daß ich den Gebrauch meiner Sinne verloren zu haben glaubte.

Auf die innigste, liebevollste Art suchte meine Schwester die Spannung in meiner Seele zu beschwichtigen. Sie schloß mich in ihre Arme, ließ meinen Kopf an ihrer Brust ruhen, und mit süßen, liebkosenden Worten schläferte sie gleichsam meine aufgeregten Gefühle ein. Ich ward allmälig ruhiger, konnte mich aber lange Zeit nicht davon überzeugen, daß nur meine im hohen Grade aufgeregte Phantasie mich hatte glauben lassen, daß ein Engel — doch was sage ich — war es nicht ein Engel, obgleich in irdischer Gestalt, den Gott zu meinem Troste

gesandt hatte — ja, sie war es in der schönsten Bedeutung des Wortes und mit jedem Augenblick empfand ich es tiefer. Um über meine Seele vollkommene Klarheit zu verbreiten, sagte sie mir mit wenigen Worten, welcher Zufall sie zu mir geführt hätte. Von meiner Krankheit, ihren Folgen und meiner unglücklichen Gemüthsstimmung, welche meine heitern und glücklichen Brüder als an Wahnsinn grenzend beschrieben hatten, benachrichtigt, hatte sie gleich bei ihrer Ankunft im elterlichen Hause nach mir gefragt und erfahren, daß ich, düster wie gewöhnlich, mich in den Park hinabgeschleppt hatte. Als sie sich ziemlich spät in der Nacht wieder nach mir erkundigte und hörte, daß ich noch nicht zurückgekommen war, schlich sich diese liebenswürdige Schwester, unter dem Vorwande zur Ruhe zu gehen, vom Balle fort und in den Park, um ihren leidenden Bruder aufzusuchen. Sie wollte meinen Namen rufen, als meine Jammertöne ihr Ohr erreichten und ihre Schritte zu der Stelle leiteten, wo ich vom Schmerze überwältigt und fast ohnmächtig niedergesunken war. Sie nahte sich mir leise, weilte still an meiner Seite und hörte, wie ich Maria's Namen anrief, sie bat, mich zu trösten; und ihre Klugheit und Güte gaben ihr den Gedanken ein, diese Täuschung, in welche meine heftige Gemüthsstimmung und meine erhitzte Phantasie mich versetzt hatten, zu benutzen, um mir auf eine Weise Trost beizubringen, die auf mein überspanntes Gemüth den größten Eindruck machen würde. Gegen das Ende unseres Gesprächs glaubte sie, von meinen Leiden tief aufgeregt, die irdische, liebende Schwester werde zu meinem Troste mehr beitragen können, als die der Geisterwelt angehörende, und sie ließ ihr Gefühl für mich sprechen. „Mein Bruder — so schloß sie ihre Erklärung — sei nicht misvergnügt, weil ich Dein Engel war! Marie würde Dich doch verlassen haben — und ich werde Dich nie, niemals verlassen!"

Ich konnte nicht aus meinem Erstaunen kommen. „Und jene Orakelantworten, die Du mir gabst?“ . . . .

„Du wirst ihren Grund im Evangelium finden; dort ist die Quelle des Trostes und der Weisheit . . . . wir werden zusammen daraus schöpfen lernen.“

„Und jener liebliche, trostreiche Gesang“ — sagte ich mit thränenvollen Augen —„er war also nur eine Dichtung?“

„Er war Wahrheit — die, obgleich schwach von mir aufgefaßt, in die Form gebracht ward, in der Du ihn jetzt vernahmst. Wenn wir einst in einer bessern Welt den Siegesgesang der leidenden Erdenkinder hören und selbst unsere Stimmen darein mischen werden — wie verschieden, mein Bruder! — wie ganz anders werden uns dann diese Harmonien der Ewigkeit in Vergleich mit schwachen irdischen Tönen erscheinen! — Ihr himmlischen Seligkeiten, die kein irdisches Auge gesehen, kein Ohr vernommen hat, die kein menschlicher Verstand begreifen kann — wie sollte wol eine sterbliche Stimme euch würdig besingen können! Ihr geduldig Leidenden! Euer Loos wird es einst.“

„Ja,“ erwiderte ich gerührt, „ich werde vielleicht einst meine Stimme mit diesen vereinen dürfen — aber Du, Schwester, wirst noch schönere Hymnen unter den glücklichen Auferstandenen der Erde singen — selig hier und jenseits — Du Engel Gottes!“ Meine Schwester antwortete nicht, sah aber mit einem Blicke zum Himmel empor, worin geduldige Ergebenheit sich so ausdrucksvoll malte, als sähe sie voraus, daß harte Schicksale auch sie treffen würden, und als brächte sie schon im Voraus das Opfer ihres Willens dar.

Sie hatte meinen Arm unter den ihrigen genommen und führte mich langsam zum Hause zurück. Das immer heller werdende Tageslicht verscheuchte die Schatten rings umher; Morgenlüfte spielten im Laube und das lieblichste Vogelgezwitscher erhob sich in der frischen, balsamischen Luft. Alles dies schien mir ein Bild Dessen zu

sein, was in meiner eignen Seele vorging. Auch in meinem nachtumhüllten Innern war Licht aufgegangen; ich fühlte die sanften Lufthauche der Tröstung, ich hörte den Gesang der Hoffnung. Schweigend gingen meine Schwester und ich neben einander, aber ihr strahlender Blick, der bald auf mir haftete, bald über die reizenden Gegenstände um uns her schwebte und dann sich zum Himmel hob, schien meine Gefühle aufzufordern, den ihrigen auf ihrem heiligen Aufschwunge zu folgen.

Die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die Fenster des Schlosses, als wir uns demselben näherten — dieselben Fenster, deren schimmernder Lichtglanz vor einigen Stunden einen so peinlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Jetzt betrachtete ich sie mit ganz andern Gefühlen, und indem ich mich nach der strahlenden Fackel des Tages wendete, sprach ich leise mit tiefer und wonniger Rührung Thomson's herrliches Gebet: „Vater des Lichtes und des Lebens! O zeige mir, was gut ist — offenbare Dich selbst! Erlöse mich von Thorheit, Eitelkeit und Lasterhaftigkeit, von jedem niedrigen Gefühle — und speise meine Seele mit Kenntniß, mit Tugend und Gewissensfrieden, heiliger, nie erlöschender Glückseligkeit!"

Mit Entzücken empfand ich die Veränderung in meinem Innern. Der nächtliche Auftritt hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wie natürlich auch Alles dabei hergegangen war, mußte ich ihn doch einer übernatürlichen Fügung zuschreiben. Im Moment des Schmerzes und der Verzweiflung hatte ich einen Engel angerufen, und ein Engel war mit den freundlichen, lange entbehrten Worten des Trostes und der Hoffnung zu mir niedergestiegen. Die Stimme meiner verklärten Marie hätte kaum eine größere Veränderung in mir hervorbringen können, als die Stimme meiner sanften Schwester that.

Sie war eins jener Wesen, welche nur deshalb auf der Erde zu weilen scheinen, um ihr Elend zu mildern, und in deren reinen Seelen der Himmel gleichsam sein

Bild eingeprägt hat. Mild, lieblich, weise, ernst ging sie durch die Welt, einem höheren Geiste gleich, der nur deshalb am Leben Theil nimmt, um es Andern zu versüßen. Sie fand ihr Glück nur in dem Glücke Anderer, und wenn sie die Leiden Anderer niemals bitter empfand, so kam es daher, weil sie ihren Blick zu fest auf das Endziel der Reise durchs Leben geheftet hielt, als daß sie die Klarheit ihres Gemüthes durch die Beschwerlichkeiten auf dem Wege hätte sollen trüben lassen. Und grade diese Ruhe in ihrer Seele machte, daß sie kluge und besonnen die rechten Mittel zur Linderung jener Mühen erwählen und anwenden konnte.

Bald empfand ich den wohlthuenden Einfluß ihrer sanften und weisen Führung. Sie ließ den augenblicklichen Aufschwung, den meine Seele erhalten, nicht zur Muthlosigkeit zurücksinken, sondern hielt ihn aufrecht und suchte ihn zur ruhigen, besonnenen und selbständigen Kraft umzuwandeln.

Sie sah bald ein, daß Ehrgeiz meine Hauptleidenschaft und daß der Verlust alles Dessen, was dieser Leidenschaft Erfolg verheißen konnte, eine der hauptsächlichsten Ursachen meiner tiefen Schwermuth war. Sie urtheilte klug, daß dieser Affect, wie alle starken Affecte der Seele, schwerlich würde schnell unterdrückt werden können, und suchte ihm nur eine andere Richtung zu geben, ein besseres, edleres, weniger selbstsüchtiges und für mich noch erreichbares Ziel zu setzen.

„Du kannst," sagte sie einst bei unsern vertrauten Unterredungen, „kein Scipio, kein Camillus, kein Leonidas werden, aber ein Sokrates, ein Plato oder, was noch besser ist, einer jener Apostel des Christenthums, deren Namen und heldenmüthige Tugend die Unsterblichkeit auf Erden verdient haben. Glaube mir, mein Bruder, die Welt bedarf zu ihrem Glücke mehr der Weisen als der Helden; und der glückliche, edle Mensch, welcher der Menschheit einen Trost, eine Erquickung geschenkt hat, kann mit

einem schöneren Bewußtsein sterben, als das war, welches die letzten Stunden eines Epaminondas versüßte."

„Du hast von der Natur ausgezeichnete Geistesgaben, Gedächtniß, Scharfsinn erhalten — diese übe und bilde sie aus. Du hast Kenntnisse — strebe Dir noch mehr und gründlichere zu erwerben. Das Feld der Bildung ist unermeßlich, und die Blumen, welche es trägt, sind edle Eternellen. Je reicher Deine Ernte wird, je mehr (um im Gleichnisse zu bleiben) Reifes und Kernhaftes Du einsammelst, desto mehr wirst Du mit der Frucht Deiner Arbeit die große bedürftige hungrige Menge bereichern können und die Segnungen gegenwärtiger und kommender Geschlechter verdienen. Lasset uns nun nimmer vergessen: was wir auch vornehmen und ausführen, wenn es wirklich gut und wohlthuend sein soll, muß es zum Nutzen des Reiches Gottes sein."

So sprach meine gute Schwester, weniger, wie ich glaube, in der Überzeugung von meiner Fähigkeit, die herrlichen Vorbilder, die sie mir darstellte, zu erreichen, als um meine gesunkene Seele zu beleben und anzufeuern. In demselben Maße, wie meine irdische Zukunft sich mir wieder öffnete, erwachten mein Muth und meine Kräfte. Der Horizont erweiterte sich gleichsam vor meinen Blicken. Hoffnungsvoll streckte ich meine Arme der aufgehenden Sonne entgegen, in welcher ich jetzt wie früher das Bild des Lichtes sah, das mein irdisches Leben bestrahlen würde.

Ich begann für mein neues Ziel mit allem Eifer zu arbeiten, den meine schwache Gesundheit gestattete, und hätte mich wol noch über meine Kräfte angestrengt, wenn nicht meine milde und kluge Schwester auch hier wachend und warnend mir zur Seite gestanden wäre.

Sie vermochte mich dazu, Zerstreuungen zu suchen und durch angenehme, leichte Beschäftigungen oder Zeitvertreibe mein Gemüth zu erheitern und meine Kräfte zu stärken. Ich hatte Anlage zum Zeichnen. Sie ermunterte mich, diese schöne ernste Kunst zu üben, welche uns in den

Stand setzt, theure Erinnerungen zu verewigen, und uns zugleich die drückenden Stunden der Gegenwart vergessen läßt. Wie oft, wenn ich auf dem Papiere ihre milden Züge festzuhalten suchte, habe ich nicht mich selbst, die ganze Welt, die Zeit und Alles, was unangenehm und drückend sein konnte, vergessen, während meine ganze Seele mit Genuß in meiner lieben Arbeit lebte! Wie oft haben nicht bei Darstellung der anziehenden und frischen Gegenstände des Landes, der laubreichen Bäume, des ruhigen Sees, der kühnen Höhen, der schattigen Thäler, der weidenden Heerden, der saubern mit Torf gedeckten Hütten und des mit durchsichtigen Wolken bedeckten Himmels, wie oft haben da nicht Gefühle des Friedens und des stillen Wohlbehagens mein Inneres durchdrungen!

Die große Bedingung für jeden reinen Genuß ist die, daß das Herz von jeder Wurzel der Bitterkeit, jedem Gefühle des Unmuths und des Neides frei ist; und aus dem meinigen waren diese Friedensstörer in kurzer Zeit gänzlich vertrieben.

Ich hatte früher die Geschichte mit demselben Sinne gelesen, mit dem die Kinder ein prächtiges Schauspiel sehen, mit Bewunderung für das Glänzende und Große, ohne etwas im Ganzen zu verbinden und zu umfassen. Ich las sie wieder, nachdem die Jahre und noch mehr das Unglück meinen Verstand gereift und ausgebildet hatten, und empfing bei dieser Lectüre ganz andere Eindrücke.

Bei Betrachtung der Schicksale der Welt verschwand mein eignes vor meinen Blicken. Wenn mein Gedanke die Jahrhunderte durchstreifte, schien meine Lebenszeit sich in diesen wie ein Tropfen im Meere zu verlieren, — und wenn das Unglück von Millionen vor meinen Blicken offen da lag, so schämte ich mich, an mein eignes zu denken. Ich lernte mit einem Worte mich selbst vergessen. Und wenn mein schwaches Auge auf diesen Bildern der Geschichte nur ein verworrenes Gewimmel gewahren konnte, wenn ich dort die Spuren einer weisen und güti=

gen Fürsehung verlor, wenn ich auf der Erde nur einen ordnungslosen Wechsel von Irrthümern, Wirrwarr und Elend sah, da lenkte meine Schwester meinen Blick zum Himmel.

Ich sah zum Himmel empor, lauschte den Stimmen von den Guten und Heiligen auf der Erde, die — im Kampfe, in den Schmerzen, im Tode — sich mit Zuversicht, Freude und überirdischer Kraft erhoben haben, um uns ein höheres Ziel als irdische Glückseligkeit, eine andere Heimat, ein höheres Licht zu verkünden; — lauschte den Verheißungen der Unsterblichkeit und den Ahnungen in meiner eignen Brust und lernte tief in meinem Herzen den trostbringenden Glauben umfassen, der schon hier im Leben Klarheit über dessen düsterste Nacht verbreitet.

Ich sah auf zum Himmel. Das Licht kommt von oben. Es strahlte in meine Seele herab. Ich verstand, daß hienieden Alles nur Anfang ist, und hoffnungsvoll und heiter ergriff ich wieder meinen Wanderstab, beruhigt wegen meines Schicksals, meines Zieles gewiß. Von dieser Zeit hatte mein Herz beständig Frieden, und es ward mir nicht schwer, manchen Stoff zur Glückseligkeit und Freude aufzufinden, wovon ich die Hütte meiner Zufriedenheit auf Erden bauen könnte. Unter diesen habe ich angenehme und zerstreuende Beschäftigungen erwähnt, und ich muß noch — das Gesellschaftsleben hinzufügen, nicht das große, wofür ich noch immer Widerwillen empfand und worin ich wegen meines Äußern auch nur widrige Gefühle hätte erwecken können; sondern das innerhalb meiner Familie und mit meinen Freunden, welche mich nicht allein duldeten, sondern mit Güte suchten, da ich allmälig an ihrer Freude Vergnügen finden und selbst dazu beitragen lernte — freilich oft genug wie ein blinder Musikant zum Vergnügen des Tanzes beiträgt.

Meine Schwester und ich wandten alle Mühe an, um mein von Natur heftiges Gemüth mild und heiter zu machen. Sie durch Warnungen, freundliche Rath=

schläge, vorzüglich aber durch ihre Zärtlichkeit, ihre Sorgfalt, mich mit kleinen Freuden zu umgeben, die Niemand besser herbeizuschaffen und zu würzen verstand; ich durch Wachsamkeit über mich selbst, durch Unterdrückung aller Reizbarkeit und Empfindlichkeit, und übrigens durch vollkommene Hingebung in ihre Leitung.

„Wer," sagte sie, „äußerer Annehmlichkeiten entbehrt und beständig der Sorgfalt und Pflege Anderer bedarf, der muß noch mehr als Andere sich befleißigen, sich jenes milde, freundliche, liebenswürdige Gemüth und Benehmen zu erwerben, welches allein hinreichend ist die Ergebenheit Anderer zu gewinnen, — und welches macht, daß ihnen alle kleinen Aufmerksamkeiten, die sie erzeigen, so angenehm, alle größeren so leicht werden."

Ich folgte ihrem Rathe. Ich bemühte mich liebenswürdig zu sein, — ich ward geliebt und fühlte tief das Glück, es zu sein.

Der erste große Schmerz, der mich nach meiner Rückkehr zum Leben und zur Freude traf, ward mir durch Die beigebracht, welche mich früher so liebevoll getröstet hatte. Ach, meine engelsgute Schwester mußte, wie sie geahnt hatte, selbst auf der Erde die Bitterkeit des Kummers erfahren. Ihr Mann — der ihrer in jeder Hinsicht würdig war und mit dem sie ein Engelsleben führte — starb plötzlich, und ihm folgte kurz darauf ihr zartes, einziges Kind. So ruhig, so mild, wie sie früher zu mir gesagt hatte: „Laßt uns ergeben sein!" wiederholte sie jetzt für sich diese Worte — und war vollkommen ergeben. Gut und fürsorgend wie früher, behielt sie den klaren friedvollen, für die Wünsche und Bedürfnisse Anderer stets aufmerksamen Blick bei; aber man bemerkte es, daß etwas in ihr verändert war — ihre Freude war dahin, — sie war im Himmel. Ihr Leben auf der Erde war jetzt nur ein langsames Hinsinken, nicht das einer erlöschenden Flamme, sondern einer untergehenden Sonne, welche, während sie mit klaren, obgleich hinsterbenden Strahlen ihr Lebewohl

über diese Welt leuchten läßt, sie mit neugeborner Kraft und Reinheit in einer anderen anzuzünden in Begriff steht.

Sie war nicht mehr! . . . . und einsam — und von ihr verlassen — fürchtete ich eine Zeit lang, mich selbst verloren zu haben — bald aber fühlte ich, daß sie und ihre Tröstungen als schützende Engel in meinem Herzen fortlebten. Ich sammelte meine Kräfte und blieb dem Willen des Himmels ergeben.

Von der ewigen Heimat, wo sie nun selig und wieder mit den Ihrigen vereint lebt, wirft sie vielleicht zuweilen einen Blick auf den dankbaren Bruder, dessen guter Engel sie auf Erden war. O, daß dieser Blick mich niemals unwürdig finden möchte! — daß dieser Blick nicht ohne Wohlgefallen in ein geläutertes und geheiligtes Herz niedersehen möchte! Mein Leben hat dem glänzenden Bilde, das wir im Voraus davon entworfen haben, nicht entsprochen. Ich bin kein Sokrates oder Plato geworden, aber doch weise genug, um darüber nicht zu weinen. Wir hatten — ich besonders — meinen Verstandes- und Geisteskräften gar zu viel zugetraut. Ich merkte bald, daß meine Fähigkeit, im Großen aufzufassen und zu denken, recht beschränkt war. Etwas — ich weiß nicht, was es war, — mir schien es, als wäre es mein eigener Hirnschädel — bildete für meine Gedanken, wenn sie bis auf einen gewissen Punkt gekommen waren, eine Mauer, für sie ebenso unübersteiglich wie für meinen Fuß die Wand meines Zimmers; und mein Geist war leider von der Beschaffenheit, daß sein Aufschwung mich eher in die Wolken als aus ihnen hinausbrachte. Ich mußte also auch hier meine ehrgeizigen Hoffnungen herabstimmen, und befand mich, als ich mich endlich nach fruchtlosem Kampfe und Streben dazu bequemte, dabei nur desto besser.

Meine Schwester hatte vor allen Dingen meinen Sinn der Religion zugewandt, und diese, welche alle menschliche Leidenschaften beschwichtigt, goß ihren beruhigenden Balsam auch auf die Wogen meiner Ehrsucht und weltlichen

Eitelkeit. Und in Wahrheit, wenn wir uns nur als Werkzeuge in der Hand der Vorsehung, die uns erschaffen hat, erkennen, wie thöricht ist es dann, etwas Anderes sein zu wollen, als wozu sie uns bestimmt hat!

Als ich daher meine Unfähigkeit erkannte, mich auf dem Wege der Kenntnisse und des Wissens über die Mittelmäßigkeit zu erheben — habe ich aufgehört danach zu streben, und entsage ruhig einem Ruhm, der mir nicht bestimmt ist. Desto größere Mühe verwende ich darauf, jenen Theil meines Selbst zu veredeln, dessen Vervollkommnung durch keine Mauer, durch kein „Bis hierher und nicht weiter" aufgehalten, sondern dem im Gegentheil die Unendlichkeit offen steht. Ein Jeder, welcher diese Arbeit ernstlich begonnen hat, wird finden, daß er sein eignes Glück bildet.

In dem Kreise, den mein inneres Auge übersehen kann, suche ich genau Alles so aufzufassen, so zu benutzen und anzuwenden, daß es wirklich für Andere und für mich ersprießlich wird. Ich bin nach meinem Vermögen in dem äußern Leben wirksam — und nie lindere ich eine Plage des Körpers oder der Seele bei einem Mitmenschen, ohne davon einen Zuwachs in meinem eignen Glücke zu erfahren. Wenn die Kränklichkeit meines Körpers mich zur Unthätigkeit zwingt — bin ich still und beschäftige meine Gedanken mehr ausschließlich mit der schönen Zukunft, welche die Religion uns jenseits des Landes der Sorgen eröffnet hat. Durch meine Geduld unter den Leiden und meine, wenn auch nicht immer fröhliche, doch stets freundliche Gemüthsart suche ich die Aufmerksamkeiten und Pflege, die man mir erweist, meiner liebenden Umgebung nicht unangenehm zu machen, und lasse besonders meine Geschwister gewahren, wie leicht ein in Gott frohes und ergebenes Gemüth äußere Widerwärtigkeiten ertragen kann. Sie sind gut und liebenswürdig, und — ich weiß es und sage es mit Freudethränen — es ist Niemand unter ihnen, der nicht gern einige Tage seines Le-

bens hingabe, um das meinige zu verschönern. Und dennoch kann ich ihnen nichts Anderes geben als — meine aufrichtige Freundschaft — wenig mehr für sie thun, als manches Mal für sie zu denken — und immer für sie zu fühlen. Meine Krankenstube ist bald ihr Beichtstuhl, bald ihre Rathsstube und oft auch ihr Freudentempel, — denn wenn sie glücklich sind, wollen sie ebenso gern mich durch den Anblick ihres Glückes erfreuen, als ich es gern sehen und daran Theil nehmen will.

Die Liebe meiner Ältern ist mir wiedergeschenkt, seitdem ich nicht mehr durch ungeduldiges Murren über mein Schicksal ihre Tage verbittere. Ach, habe ich jetzt wol Grund mein Geschick zu beklagen? Der Himmel meiner Zukunft steht klar da und mein gegenwärtiges Leben ist angenehm. Ich liebe mehre tugendhafte und liebenswürdige Menschen, nehme an ihren Geschicken Theil und bin von ihnen wieder geliebt. Ich kann einiges Gutes thun — mein Herz hat Frieden — aber Alles, was ich jetzt bin, was ich jetzt sage, das habe ich von dir, meine gute Schwester. Du wecktest mich aus der Tiefe der Verzweiflung, drücktest mich an deine liebende Brust — gabst meiner Seele Trost, meinem Muthe Leben, — meinen Kräften ein neues Ziel, Milde meinem Gemüthe! Als ich den Himmel anrief, mir einen Engel zu senden, wie barmherzig ward ich erhört! Du kamst, meine Schwester. O liebliche Trösterin, milde Lehrerin — obgleich meinen Blicken entschwunden, lebst du ewig in meinem Herzen — und jeden Segen, den ich von dir habe, bringe ich dir wieder demüthig dankbar dar!

VI.

Ein Brief über Soupers.

Stockholm, am 29. Nov. 1828.

Beste Amalie!

Du fragst, was ich in der großen Stadt Stockholm thue, während der Reichstag seine Streit verkündenden Fahnen wehen läßt, während die klugen und unklugen Köpfe der Hauptstadt zusammenstoßen und alle Uneingeweihten erwarten, aus dem gewaltigen Stoße das allgemeine Beste in neugeschaffener Minerva-Gestalt entspringen zu sehen .... Du fragst, was ich während dessen thue! — Ach, meine Liebe — ich soupire und gähne! Ich war vorgestern bei einem Souper, war gestern bei einem Souper, bin auch heute bei einem Souper, und wenn ich morgen noch lebe, so werde ich leider auch morgen soupiren.

„Ein Souper?" — höre ich Dich fragen, „was ist denn dabei so Schreckliches?"

Meine Amalie, Du glückliche Tochter des Landes, bleibe Du bei Deiner Näharbeit und Deinen Blumen, lasse die reine Luft Deine Wangen liebkosen, singe Deine einfachen Lieder, beschließe Deinen Tag in Frieden und Freude, verzehre Dein frugales Abendbrot, gehe um neun Uhr zu Bette, danke Gott und bete zu ihm, daß er Dich vor Stadtleben und Soupers bewahre.

Willst Du aber jene Vergnügungen der großen und feinen Welt von Weitem kennen lernen, so folge mir im Geiste auf einige Augenblicke und Du sollst in die Mysterien der Soupers eingeweiht werden.

Wir müssen uns mit Blumen schmücken! Vor acht Tagen schon eingeladen, am Feste des Vergnügens Theil zu nehmen, müssen wir, um es zu begrüßen, unser frischestes Lächeln herbeirufen!

Die Uhr schlägt acht; wir verlassen den Spiegel mit einem Abschiedsblick, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen, der durch die Straßen der Stadt rasselnd uns dahin führt, wo aus einer langen Reihe von Fenstern uns strahlender Lichtschein winkt.

Kein Wort von heruntergefallenen Locken, zerknitterten Kleidern und tausenderlei anderem kleinen Reiseungemach, — man muß etwas vergessen können! In aller Eile bringt man seinen Putz wieder in Ordnung und nimmt das anmuthige Lächeln, das man auf der Treppe gelassen hat, wieder hervor.

Die Thüren des Salons werden geöffnet und wir schweben herein. Ist das Samum oder Sirocco, was uns aus der Masse von Menschen und Lichtern entgegenweht? Einer von beiden ist es gewiß . . . . und schon fühlst Du eine allgemeine Erschlaffung und Lähmung sich über Deine intellectuellen Kräfte verbreiten.

Die Begrüßung ist vorüber, wir setzen uns . . . . Gott sei Dank für gute Ruhe! Kommt kein Erdbeben, so stehen wir so bald nicht wieder auf. Dicht neben einander sitzend mustern die Damen sich gegenseitig, sagen einander Complimente und Artigkeiten, wobei sie den Mund spitzen, als wenn sie an Zuckerkand saugten. Die Augen blinzeln, die Köpfe bewegen sich, die Federn schaukeln hin und her, die seidenen Gewänder rauschen, es wird gegrüßt, gefragt und geantwortet; es murmelt und saust, allmälig immer schwächer wie ein hinsterbender Sturm — das Murmeln hört auf — es beginnt wieder, es erstirbt — und Alles wird still.

Man macht die Spieltische zurecht, trägt Thee umher, legt Kupferstiche vor. Man spielt und schweigt, man bläst und trinkt, man betrachtet und gähnt.

Es ist warm und schwül. Langsam verstreicht die Zeit. Die Hitze im Zimmer nimmt zu, die Locken werden grade, etliche Nasen werden roth, die Ohren brennen, die Augen thränen; man wird unruhig, man dreht sich hin und her, man pustet und plagt sich.

Man sucht eine Unterhaltung zu beginnen. Sprudelnde Ideen würden gleich frischen Wasserquellen unsere verschmachtenden Gefühle beleben; aber ach, die Ideen sind in unsern Köpfen zerflossen, wie die Pomade im Haare, und wir finden uns kaum so witzig und gescheut, um über das Wetter vernünftig reden zu können. Und strengst Du Dich recht an, um etwas ganz Besonderes zu sagen, so erhältst Du Deinen Bescheid mit einem artigen „Ja" oder „Nein," oder „Hum," oder „Ja so" — was so viel sagen will, als: „Meine Gute, gib Dir keine Mühe!"

Siehe, dort naht sich Dir ein Herr mit dem Hute in der Hand, um eine Diversion in der Unterhaltung zu machen. Was sagte er Dir? Du lächeltest ja so mild. War es eine Artigkeit? — Nein. — Etwas Witziges? — Nein. — Also etwas Dummes? — Nein. — Nun, Etwas war es doch? — Ja; aber Etwas, das platterdings Nichts war. Der arme Kerl, er war etwas schläfrig, hatte am Spieltische verloren und stand außerdem unter dem Einfluß des Souper-Sirocco; was hätte er denn wol Anderes sagen können, als: „Hier ist es schrecklich warm!"

Um Deine, wider Deinen Willen eingeschlummerten Sinne zu erwecken, siehst Du in der zahlreichen Gesellschaft umher, um in den Bemerkungen, die Du machen kannst, Zerstreuung zu finden; — vergebens — Alles ist so gleichförmig. Der gute Ton und die feine Bildung haben in diesem Kreise so geschliffen und geputzt, haben alle markirte Form, alle Originalität so entfernt, daß man an diesen Individuen keinen andern Unterschied gewahr wird, als den geringen, der sich in den Kleidungen kund gibt, und den, welchen die barmherzige Natur, diese Feindin trübsinniger Einförmigkeit, zwischen Nase, Mund, Augen u. s. w. immer festzuhalten weiß; aber dies ist auch Alles.

Man reicht Gefrorenes und Backwerk herum. Einige Erfrischung wird in dem Zimmer und in den Sinnen verspürt. Man steckt seinen Theelöffel in den Mund und genießt und schweigt.

Von den Seitengemächern vernimmt man das Geräusch der Trümpfe, die von den Spielern auf die Tische geschlagen werden. Die Gesellschaft im Salon kommt nun in Bewegung; man wendet sich, man erhebt sich, man setzt die Tellerchen fort — man holt Athem.

Das Piano wird aufgeschlagen. Gut! Die Zaubertöne der Musik werden wol die Dämonen der Langenweile in die Flucht jagen. Man dringt in einen halb schüchternen, halb dreisten Liebhaber, daß er spielen möge. Er versichert, er könne nicht, setzt sich aber doch ans Instrument. Er erröthet, er erblaßt, er zittert, schlägt aber tüchtig auf die geduldige Claviatur, und stimmt einen Gesang an .... Nun gottlob, daß es zu Ende ist und nicht noch schlimmer ging.

Ein wirkliches Talent läßt sich hierauf hören, anspruchslos, aber ruhig, im Gefühl seiner Kraft. Gesänge aus Frithiof sind es, die ertönen. Musik, Poesie sind schön. Die Stimme des Sängers ist sicher und angenehm, obgleich die Wärme und die Menschenmenge in dem kleinen Zimmer ihr den Klang benehmen. Der letzte Accord ist verklungen; — woher das Schweigen in der Gesellschaft, diese Unbeweglichkeit — ist es Wonne — Entzücken — Begeisterung? Zurückgehaltenes Gähnen und schläfrige Augen antworten. Der Sänger hat den Wänden gesungen. Der Souper=Sirocco hat alles Gefühl gelähmt.

Immer dunkler brennen die Lichter, immer drückender wird die Hitze, immer schwüler die Luft. Man fühlt, daß man auf dem Wege sei in dumpfe Betäubung zu versinken, man zwingt sich munter zu sein, man spricht von Moden, Diners, Reichstagsdeputirten u. s. w., man sucht es aus sich herauszupressen, man übertreibt, man lügt, man verleumdet nothgedrungen und in der Angst, doch nur etwas zu sagen — und wünscht sich weit weg.

Aber langsam schreiten die Stunden hin, die Minuten recken und strecken sich gleichsam. Man fühlt das Bedürfniß, dasselbe zu thun.

Noch einmal betrachtet man die Kupferstiche, nimmt

sie aber verkehrt in die Hand. Man spricht noch, sagt aber Ja anstatt Nein und Nein anstatt Ja, man unterdrückt das Gähnen mit Gefahr daran zu ersticken; man findet sich langweilig, Andere unerträglich, aber man schmunzelt und lächelt immer freundlich.

Von acht bis neun, von neun bis zehn, von zehn bis elf, von elf bis zwölf haben wir still und geduldig in dieser kleinen Hölle von Hitze und Höflichkeit gesessen.

Unsere Kraft ist zu Ende, Mitternacht hat geschlagen, und jetzt würde man gewiß in Ohnmacht fallen oder sterben, — aber die Thüren des Speisesaals werden geöffnet, Speisegerüche wirken wie Eau de Cologne auf unsere Nerven, — eine Stimme ruft: „Es ist servirt" — und man ist gerettet!

Die Gesellschaft erhebt sich eilig und in Masse. Man zieht hinaus paarweise, oder Einer nach dem Andern in den Speisesaal, wo ein unermeßlicher Tisch, ein neues Land Kanaan den aus der Wüste ziehenden verschmachtenden Wanderern alle leckern Gaben des Überflusses und der Üppigkeit bietet.

Man schaart sich um den Tisch, man drängt sich zusammen, man sucht sich einen Platz aus; Der will nicht neben Jenem, Jener nicht neben Dem sitzen . . . . Endlich sitzt man.

Jetzt geht es mit dem größten und ernsthaftesten Eifer an das Essen, alle Unterhaltung stockt, außer derjenigen, welche Messer und Gabel die ganze Mahlzeit hindurch geräuschvoll fortsetzen.

Schüssel auf Schüssel wird umhergetragen. Man ißt und ißt und ißt. Man fühlt ein verzweifeltes Verlangen, sich durch irgend eine Thätigkeit für die lange Unthätigkeit und Langeweile, der man sich hat unterwerfen müssen, schadlos zu halten — und man hält sich an die einzige, die sich bietet. Man ist satt, übersatt, aber man ißt noch fort mit unverändertem Eifer. Endlich wird der Nachtisch aufgetragen. Die Mütter, selbst satt, schanzen frischweg von den Tellern in ihre Rüdicüls und Taschen-

tücher – für die zu Hause gebliebenen Kinder vermuthlich — während die Töchter mit vielem Interesse die Devisen auf dem Zuckerwerke, die sich auf derselben Höhe beispielloser Dummheit halten, lesen und ihren Witz in dem Errathen von Charaden üben.

Die Mahlzeit hat gottlob ein Ende wie alle andern. Das Geld des Wirthes, in Kalbsbraten, Torten und Weine verwandelt, ruht in unsern Magen. Mit dieser Bürde ziehen wir in den Saal zurück, stehen noch eine Zeitlang da pour l'honneur und reden von Nichts; nehmen endlich Abschied und fahren an Leib und Seele ermüdet nach Hause, um uns um eins oder halb zwei zu Bette zu legen, mit überladenem Magen, mit leerem Kopf und Herzen, die von den eben verflossenen Stunden keine andern Erinnerungen behalten haben, als solche, die für den folgenden Tag Verdrießlichkeit und Unwohlsein zur Folge haben.

Mittlerweile gehen Wirth und Wirthin des Soupers unter den erlöschenden Lichtern umher und wünschen einander Glück, daß die Geschichte nun zu Ende sei, und trösten sich wegen der Kosten des Soupers damit, daß es glänzend gewesen, und daß man bei ihnen viel Vergnügen gehabt habe. Betrogene, kurzsichtige Sterbliche! — wartet — bald werden eure dankbaren Gäste euch mit neuen Soupers danken und die Rechnung für Langeweile, die sie euch schuldig waren, vollkommen abtragen.

Da hast Du, meine Amalie, eine kleine Skizze eines großstädtischen Soupers und mit wenigen Ausnahmen aller Soupers der Hauptstadt. Sie sind eine Menge schläfriger Schwestern, deren Mutter Trägheit hieß, und deren Pflegemutter, Gewohnheit, fortfährt sie unter tiefen Knixen in den Häusern umherzuführen. Man hat sie tausend Mal unerträglich genannt, aber man zögert noch, sie zu verbannen, weil — — Trägheit und Gewohnheit steife Damen sind, die sich in Respect zu setzen gewußt haben, und gegen die man sich nicht ungestraft vergehen darf.

Spottet man über ihre Reifröcke, so läuft man Gefahr, närrisch und naseweis genannt zu werden.

Wenn Du glaubst, ein Anflug von November-Spleen habe über diese Souperbeschreibung einen zu düstern Schatten geworfen — so sage ich nicht grade Nein dazu — aber in den Hauptzügen ist sie wahr und nicht karrikirt.

Es ist mir unbegreiflich, wie so viele gescheute Menschen zusammenkommen mögen, um sich so zu langweilen.

Wenn der Genius des Vergnügens an seine Verehrer in Stockholm eine Proclamation mit der Aufforderung sich zu ergötzen erlassen wollte, so stelle ich mir vor, der Inhalt derselben würde ungefähr folgender sein:

„Freunde des Vergnügens, der Heiterkeit und Freude, Alt und Jung, die Ihr das Leben, seine kurzen Ruhestunden, seine fliehenden Minuten genießen wollt, flieht, flieht die Soupers!"

„Wollt Ihr während der langen Winterabende die finstern Geister der Langenweile vertreiben, so hört hier mein Recept:"

„Versammelt Angehörige, Bekannte und Freunde, aber nicht zu viele. Von Gedräng und Wärme entsteht der Souper-Sirocco."

„Seid eurer Wenige, aber seid fröhlich! Zündet die Lichter in Euren Gemächern, aber doch noch früher die Lichter des Verstandes und des feinen Scherzes in Euren Köpfen an! Lasset für einander die leichten Feuer der Freude leuchten! Noch einmal, seid munter, seid gut und — wenn Ihr könnt, seid witzig! Tanzt, spielt, singt aber thut alles dieses so, daß es Euch Vergnügen macht! Lasset nichts schwerfällig beginnen, nichts schwerfällig sich enden! Flechtet mit leichten Händen den Kranz unschuldiger Freuden — und dazu reiche ein Jeder anspruchlos seine kleine Blume dar!"

„Das Vergnügen der Unterhaltung sei Euch theuer. Laßt das Feuer der Ideen unter Euch circuliren, werfet einander die Funken des Scherzes zu, welche leuchten, aber nicht brennen. Laßt Gedanke auf Gedanke, Gefühl auf Gefühl, Lächeln auf Lächeln antworten, gleich melodischen Wiederklängen oder vielmehr gleich jenen milden und reizenden Tönen, welche der leiseste Anschlag aus der gestimmten Harfe hervorruft."

„Der wohl versorgte Geist soll auch nicht das Physische, die Seele den Körper nicht vergessen. Gebt diesem einige Erfrischung, aber auch diese sei leicht, im Vorbeigehen gereicht, sei gleichsam ein Vergnügen. Setzt man sich zu Tische mit ernsthaft wichtiger Miene, mit Messer, Gabel, Serviette, um zu essen — so ist es eine Arbeit."

„Man ißt, um zu leben; man lebt nicht, um zu essen," sagte ein Weiser. Ihr wollt Euch Freude machen, — so eßt und trinkt nur, um nachher desto herzlicher lachen zu können."

„Als der allweise Schöpfer gebot, daß Tag und Nacht auf unserm kleinen Erdenrund wechselsweise zwölf Stunden herrschen sollten, so war gewiß seine Absicht dabei die, daß der Mensch, sein edles, aber schwaches Kind, im Schooße der letztern ruhen solle, um unter den Strahlen des erstern recht wirken und genießen zu können. Deshalb laßt das Ende des Abends auch das Ende Eures Tages und der Vergnügungen sein! Möge die Mitternacht Euch still und ruhend finden! Und den Tag zur rechten Zeit und in Frieden beschließend, singet mit dem edlen und liebenswürdigen Dichter *):

Nach einem Abend,
Mäßig genossen,
Herzlich beschlossen,
Schläft man so ruhig und erwacht man vergnügt."

O Himmel, die Uhr schlägt acht, die schreckliche Souperstunde! Der Wagen ist schon vorgefahren, mein Mann steht bereit, und ich habe noch nicht eine einzige Blume im Haare. Gute Nacht, glückliche Amalie, Du gehst bald zu Bette; und ich muß mich noch zu einem Feldzug rüsten. Morgen, wenn ich es im Stande bin, werde ich singen:

Nach dem Souper,
Essend genossen,
Gähnend beschlossen,
Schläft man gar schlecht und erwacht man verstimmt.

*) Franzén.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Skizzen aus dem Alltagsleben

Bd.: [3]

Leipzig 1842

P.o.rel. 7462-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038541-6